



Aus Politik und Zeitgeschichte

66. Jahrgang · 5–7/2016 · 1. Februar 2016



Dresden

Franziska Gerstenberg
Mein Dresden

Winfried Müller · Swen Steinberg
Dresden. Eine Kurzbiografie

Gorch Pieken
Dresden, 13. Februar 1945

Hans Vorländer
Zerrissene Stadt: Kulturmampf in Dresden

Frank Richter
Stadtgespräche. Politische Bildung als Seelsorge?

Frank Willmann
Einblicke in die Dresdner Fußballseele

Editorial

Dresden ist in vielerlei Hinsicht ein besonderer Ort. Im Jahr 1206 wurde er erstmals urkundlich als Stadt erwähnt. Besiedelt ist die Gegend jedoch schon deutlich länger: Um 600 ließen sich in diesem – damals noch hochwasserfreien – Teil des Elbtals Sorben nieder, die zur Namensgebung verhalfen: *drezdzany* steht im Sorbischen für „Ort der Sumpfwaldleute“. Dieser hat seither eine erstaunliche Entwicklung genommen: Weitgehend verschont vom Dreißigjährigen Krieg wurde die kurfürstliche Residenzstadt nach und nach zum „Elbflorenz“, dessen barockes Stadtbild und bedeutende Kunstsammlungen Einheimische und Besucher gleichermaßen begeistern. Zu DDR-Zeiten galt Dresden wegen des schlechten Empfangs des Westfernsehens als „Tal der Ahnungslosen“, aber auch als Residuum einer Bürgerlichkeit, die im Realsozialismus anderswo zu verschwinden drohte.

Vielen Dresdnerinnen und Dresdnern wird ein charakteristischer „Eigen-Sinn“ nachgesagt. Er drückt sich aus in einem besonderem Stolz auf die Stadt, bisweilen aber auch in einem Opferkult: Der Umgang mit dem Gedenken an das verheerende Bombardement der historischen Altstadt in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 steht beispielhaft dafür, wie ein Ereignis – wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Trotz – überhöht und geradezu mystifiziert werden kann. In keiner anderen deutschen Stadt, die ähnlich hart vom Krieg getroffen wurde, ist das Gedenken derart umstritten und emotional aufgeladen.

Seit etwas über einem Jahr ist Dresden Schauplatz der polarisierenden Protestbewegung Pegida, die auf ihren „Abendspaziergängen“ vor „Überfremdung“ und „Islamisierung“ warnt. Vielfach wird die Bewegung als „spezifisch Dresdnerisch“ beschrieben. Andere werfen die Frage auf, ob Dresden besondere „Antennen“ für gesellschaftliche Problemlagen habe. Dem Image der Stadt in In- und Ausland ist Pegida jedenfalls nicht förderlich.

Johannes Piepenbrink

Franziska Gerstenberg

Mein Dresden

Essay

Im November 2015, da gibt es Pegida schon länger als ein Jahr, im November sage ich endlich: Ich gehe hin. Ich sehe mir das mal an. Früher habe ich manchmal wie im Fieber vor dem Fernseher gesessen, eine Staffel „Dschungelcamp“ geschaut oder ein paar Wochen „Big Brother“ verfolgt, nur um zuhören, worüber die

Leute reden. Man muss schließlich wissen, in was für einem Land man lebt, habe ich gesagt. Und jetzt denke ich: Ich muss schließlich wissen, in was für einer Stadt ich hier lebe. Denn da stimmt doch was nicht mit diesem Dresden, mit dem Wind, der durch die Straßen weht.

Als ich über die Augustusbrücke laufe, überholt mich eine Familie auf Fahrrädern, der Mann trägt eine grüne Multifunktionsjacke, das Kind radelt voran. Ach, denke ich, die wollen bestimmt zur Gegendemo. Aber da zeigt der kleine Junge aufgeregt nach rechts: „Da geht's lang!“ Am Fürstenzug vorbei strömen die Leute mit ihren Deutschlandfahnen, ihren Würmer-Flaggen, einem schwarz-gelben Kreuz auf rotem Grund. Der Theaterplatz füllt sich, Schilder mit Ortsnamen werden hochgehalten, handgemalte Sprüche begutachtet und gefeiert, einige der Rechtschreibfehler sind schon durch die Presse gegangen. Ständig zückt jemand sein Smartphone und fotografiert, wie schön das hier alles ist. Pegida-Humor: Eine Frau hat eine Burka angezogen und sich ein Schild umgehängt, auf dem steht, dass sie Schweineschnitzel mag. Irgendwann ertönt die Pegida-Hymne, danach tritt ein Redner auf die Bühne, er sagt: „Erst einmal, ich bin nicht der Lutz, der Lutz ist heute in wichtiger Mission unterwegs ... seid gespannt.“ Es ist also nicht der Lutz, später stellt sich heraus, dass es der Siggi ist. Mir war nicht klar, dass man montags auf dem Theaterplatz automatisch per Du ist. Für den Siggi herrscht in Deutschland keine Demokratie, und er

spricht jedes Mal, wenn er den Islam meint, sarkastisch von der „Religion des Friedens“. Im Hintergrund sind die Gegendemonstranten herangekommen, sie rufen: „Say it loud. Say it clear. Refugees are welcome here!“ Falsch, denke ich, ganz falsch, bei Pegida versteht man bestimmt nur Deutsch – und wirklich fragt neben mir eine Frau ihre Begleiterin: „Soll ich dir das übersetzen?“

Nach dem Siggi kommt der Ed. Der Ed ist kein Deutscher, der Ed spricht mit einem charmanten niederländischen Akzent. „Das ist bestimmt ein Schweizer“, sagt die Frau, die neben mir steht. Sie gähnt, denn der Ed wettert auffällig langatmig gegen die Asylbewerber in ihren Hotels mit Vollpension, und dann fordert er die Schwulen, die Lesben und die jüdischen Mitbürger auf, sich Pegida anzuschließen. Um mich herum ziehen mehrere Leute zischend die Luft ein: Mit den Schwulen und Lesben hat der Ed den kleinsten gemeinsamen Nenner seines Publikums deutlich verfehlt. Bevor es schließlich losgeht mit dem *Abendspaziergang* – Matthias Claudius lässt grüßen – bevor es also losgeht, hat der Siggi noch einen Satz an die versammelte Presse zu richten: „Nur ganz kurz: Ihr seid widerlich.“ Donnernder Applaus, die Frau neben mir lacht kreischend auf.

Habt ihr zugehört?

Und ich? Ich stehe ziemlich lange auf dem Theaterplatz und denke, dass ich das alles nicht ernst nehmen kann. Das ist es jetzt? Das soll eine Volksbewegung sein? Vor diesen Leuten haben wir Angst? Mulmig wird mir erst, als die Sprechchöre aufbranden: „Volksverräter“, „Widerstand“, „Lügenpresse“. Und endgültig, als die Menge beginnt, sich zu Musik in Bewegung zu setzen. Denn erstens begreife ich, dass ich als Einzige hier nicht eingeweiht bin: Es wurde keine Route angesagt, trotzdem wissen alle, wohin sie laufen müssen. Vor allem aber wird mir nun klar, wie groß die Menge ist. Der riesige Theaterplatz war, egal, wo man stand, nur locker gefüllt. Aber jetzt, auf der Straße, zieht sich der Zug auseinander. Er ist lang, er wird immer länger, nimmt und nimmt kein Ende.

Und das ist der Moment, um den es diesen Menschen geht. In diesem schweigenden Loslaufen liegt eine unheimliche Kraft. Nach

dem heiligen, stillen Ernst der ersten Meister tauscht man sich auch gleich wieder aus. Man ist sich ja einig. „Das ist so schön“, sagt jemand, „wie sich hier einfach alle gern haben.“ Eigentlich sind alle hier eine große Familie. Und deswegen bleiben so viele dabei, deswegen gehen sie Montag für Montag wieder hin, auf den Theaterplatz, deswegen machen sie Montag für Montag ihre Geschäfte eher zu, um anreisen zu können, aus anderen Teilen Sachsens oder sogar von noch weiter her. Weil sie sich hier unter Gleichgesinnten fühlen, weil sie endlich – bei vielen ist es das erste Mal seit den „Wir sind ein Volk“-Rufen von 1989/90 – weil sie endlich wieder Teil einer Bewegung sein können. Weil sich hier alle lieb haben und sofort per Du sind. Und da sieht man auch gern darüber hinweg, dass die Ziele von Pegida schwammig sind, widersprüchlich oder kriminell. Hauptsache, vorn auf dem Lastwagen steht jemand, der einem sagt, dass man wichtig ist und dass es Feinde gibt, gegen die man zusammenhalten muss.

Aber habt ihr denn, schreie ich innerlich, vorhin nicht zugehört, dem Siggi und dem Ed? Kommt euch dieses Feindbild nicht selbst zu einfach vor? Besteht es aus mehr als ein paar Parolen? Habt ihr Lutz Bachmann nie richtig zugehört, diesem mehrfach strafällig gewordenen Ku-Klux-Klan-Verehrer? Habt ihr Tatjana Festerling nicht zugehört, die eine neue Mauer zwischen Ost und West fordert? Habt ihr dem Gastredner Akif Pirinçci nicht zugehört, der sagt, Deutschland werde zur „Moslemmüllhalde“?

„Lass dich nicht provozieren“, hat mein Freund gesagt, bevor ich losgegangen bin, „mach nichts Unüberlegtes.“ Ich doch nicht, habe ich gedacht, ich sehe mir das einfach mal an, was soll da passieren. Aber jetzt bin ich kurz davor, wie ein wildgewordenes Rumpelstilzchen auf und ab zu hüpfen und verzweifelt zu rufen: „Ihr seid alle Nazis! Ihr seid alle Nazis!“ Irgendjemand muss es doch aussprechen. Irgendjemand muss diesem Stammtisch die gute Stimmung verderben. Pegida marschiert seit dem Herbst 2014, seit über einem Jahr. Inzwischen ist klar: Hier geht es nicht um ein diffuses Unbehagen an der deutschen Politik. Wer heute noch dabei ist, läuft knallhart rechtsextremen Führungsfiguren hinterher, und weiß das auch. Wer heute noch dabei ist, legitimiert deshalb die Gewalt in Freital,

in Heidenau, in Sachsen, immer wieder vor allem in Sachsen, weil er sich nicht deutlich von diesen Auswüchsen distanziert.

Ich halte nicht einmal bis zur ersten Kreuzung durch. Ich schere aus, auf den Gehweg, drücke mich an eine Hauswand. Ich laufe die breite Wilsdruffer Straße hinunter. Die Mitte, mit den Gleisen der Straßenbahn, gehört Pegida. Nur wenige Autos stauen sich und warten das Ende des Zuges ab, ein paar chinesische Touristen stehen am Rand und machen große Augen, sonst sind die Flaniermeilen leergefegt, die Cafés und Geschäfte verlassen. Die vielbeschworere Pegida-Friedlichkeit kippt sofort, wenn jemand von der Presse versucht, eine Frage zu stellen. Ich sehe, wie ein Kameramann darum kämpft, seine Ausrüstung zu retten, er wird beschimpft, angepakt, gestoßen, bis er sich schließlich stolpernd in eine Seitengasse rettet.

Niemand kann sich herausreden

Die Stadt steht still, jeder vernünftige Dresdner meidet am Montagabend die Innenstadt. Weil keine Bahnen fahren, laufe ich über eine andre Brücke zurück in die Neustadt. Brücken haben wir hier genug. Ich denke: Die Menschen dort hinter mir am Horizont, sie können sich nicht herausreden. Aber auch sonst kann sich niemand mehr herausreden. Das wären ja, hieß es oft, gar keine Dresdner, die Leute kämen schließlich sonst woher. Ja, aber doch nicht alle. Bei der Oberbürgermeisterwahl 2015 haben fast zehn Prozent für Tatjana Festerling gestimmt, und noch einmal fünf Prozent für den AfD-Kandidaten, das sind weit über dreißigtausend Dresdner. Nur alte Männer würden da hingehen, zu Pegida, hieß es. Nein, ich habe junge Leute gesehen, ich habe Frauen gesehen. Das werde sich bald von selbst erledigen, hieß es. Und wirklich sah es so aus, bis die Flüchtlingskrise den Trend umkehrte. Immer mal wieder sinken die Teilnehmerzahlen von Montag zu Montag, doch wann kommt die nächste Krise? Und der harte Kern bleibt.

Niemand kann sich herausreden. Die Stadt kann sich nicht mehr herausreden, das Ordnungsamt nicht und der Bürgermeister nicht. Der Mythos Pegida funktioniert über die Bühne, über das Bühnenbild, das die Semperoper, der Zwinger, die Frauenkirche jeden Montag abgeben. Es muss doch möglich sein, diese

Inszenierung zu unterbinden. Es muss doch möglich sein, zu verhindern, dass diese Leute ausgerechnet am 9. November ausgerechnet den Theaterplatz besetzen. Der, wie ich erst seit Kurzem weiß, früher Adolf-Hitler-Platz hieß – und deshalb auch bei der NPD als Versammlungsort begehrte war. Es muss doch möglich sein, wenigstens in der Vorweihnachtszeit zu sagen: Tut uns leid, aber vor der Semperoper findet jetzt ein Weihnachtsmarkt statt. Die komplette Dresdner Innenstadt ist ein einziger großer Weihnachtsmarkt – wie leicht wäre es gewesen, auch dort noch Bündchen aufzubauen und Glühwein auszuschenken. Es muss doch möglich sein, diese Kundgebungen, wenn man sie schon nicht verbieten kann, wenigstens zu verlagern, andere Städte schaffen das schließlich auch.

Es wäre möglich, wenn es gewollt wäre. Statt dessen lässt man zu, dass Montag für Montag die komplette Innenstadt lahmgelegt wird. Von dem Geld, das die wöchentlichen Polizeieinsätze kosten, könnten sehr viele Flüchtlinge sehr lange sehr gut versorgt werden. Innerhalb eines Jahres hat Dresden seinen Ruf in der Welt verloren. Das Risiko steigt, dass Firmen sich gegen eine Ansiedlung in Dresden entscheiden – um ausländische Mitarbeiter zu schützen. Der Rektor der Technischen Universität warnt, Pegida schrecke internationale Wissenschaftler ab. Er spricht von einem „erheblichen Imageschaden“ für den Wissenschaftsstandort Dresden. Oft genug würde ich gern sagen: „Nein, ich bin nicht von hier. Das hat nichts mit mir zu tun.“ Nur dass das leider nicht stimmt. Ich wurde in Dresden geboren. Ich habe hier gelebt, bis ich neunzehn war, und vor anderthalb Jahren bin ich wieder hergezogen.

Meine Stadt?

Als ich diesen Text zu schreiben begann, begriff ich, dass ich kein Verhältnis zu Dresden habe. Das ist eigentlich erstaunlich, für eine Dresdnerin jedenfalls untypisch. Aber da fängt es schon an: Ich habe mich nie als Dresdnerin bezeichnet. Ich habe immer nur gesagt, dass ich in Dresden geboren wurde und aufgewachsen bin. Vielleicht liegt sie in mir selbst begründet, vielleicht gehört sie einfach zu mir, diese seltsame Ortlosigkeit. Ich kann mit dem Wort Heimat nichts anfangen. Ich habe in Leipzig gelebt, wäre aber auch nie auf die Idee ge-

kommen, mich deshalb als Leipzigerin zu bezeichnen, und kaum war ich aus Leipzig weggezogen, hatte ich alles vergessen, jeden einzelnen Straßennamen. Man könnte sagen, dass ich nie richtig ankomme, ich bleibe immer ein Stück außen vor. Am besten funktioniert eine Stadt für mich, wenn ich beim Hinziehen schon weiß, wann ich wieder weggehen werde. Ich habe in Hannover gelebt, ich habe in Bamberg gelebt, in Stuttgart, zwischendurch immer noch ein paar Monate hier und da, in der Schweiz, in Italien, in Ungarn, und am Ende etliche Jahre in Berlin. Und vielleicht habe ich mich dort am meisten zu Hause gefühlt, weil dort alle fremd waren, weil die Stadt so groß ist, dass es nicht *die Stadt* gibt, sondern viele kleine Städte, für jede Stimmung eine.

Als Kind habe ich Dresden gemocht, wie Kinder eine Stadt eben mögen: Dresden, das war für mich der Sandkasten hinterm Haus. Als ich etwas älter war, mochte ich Striesen mit seinen freistehenden, von Gärten umgebenen Altbauwillen. In dem Quartier neben unserem wurden die Grundstücke von Mauern begrenzt, man konnte auf diese Mauern klettern, auf die Garagendächer und Schuppen, und so von einem Garten in den anderen gelangen. Und ganz in der Mitte, da gab es ein vergessenes Stückchen, mit wildem Gras und einer Pforte, die immer geschlossen blieb. Als Jugendliche mochte ich die Hänge zwischen Loschwitz und Pillnitz, die alten Dorfkerne, ich mochte es, stundenlang dort am Wasser entlangzulaufen, auf den breiten, unbebauten Wiesen.

Als ich aus Dresden weggezogen bin, habe ich jahrelang gedacht – in Leipzig habe ich es gedacht, in Hannover sowieso – dass Dresden die schönere Stadt ist. Ich habe gedacht: Ich gehe erst mal aus Dresden weg, aber irgendwann ziehe ich zurück. Ein paar Jahre später, mit dem Blick von außen, habe ich dann gedacht: Nein, ich kann da nie wieder hin. Da ist es zu schön, da ist es zu ruhig, und vor allem ist es da zu langsam, die Leute sind so langsam, das macht mich wahnsinnig, das schlafert mich ein. Die Sache war vom Tisch, ich dachte: endgültig.

Was ich wirklich geliebt habe, als Kind, als Jugendliche und auch als Abwesende in meiner Erinnerung, das war nicht die Stadt. Es war der Fluss. Vielleicht liegt auch das in mir selbst be-

gründet, vielleicht gehört das einfach zu mir: dass ich eigentlich überall nur die Natur liebe. Und Dresden gehört zu den grünsten Großstädten in Europa. Da ist ein Wald mitten in der Stadt, da liegt ein Gebirge vor der Tür, und wie sich die Stadt am Wasser entlangzieht – das war das Einzige, das ich nicht vergessen konnte. Ich musste immer an die Zeile von Heinz Czechowski denken: „Sanft gehen wie Tiere die Berge neben dem Fluss.“

Aber dann haben sie diese Brücke gebaut. Die Dresdner, die mir aus der Ferne noch fremder waren als aus der Nähe, die Dresdner, die sich so viel einbilden auf ihre Bildung, die so stolz sind auf ihre Kultur, sie haben eine unfassbar hässliche, viel zu breite Brücke über die Elbe gezogen. An der schönsten Stelle. Mit dem typisch sächsischen Schildbürgertrotz haben sie gesagt: „Uns doch egal, wenn uns das Welterbekomitee den Titel aberkennt, von diesem Welterbedings können wir uns sowieso nichts kaufen.“ Und schon damals: „Zum Teufel mit den Touristen, wir brauchen hier keine Fremden.“ Als die Waldschlösschenbrücke offiziell eröffnet wurde, war ich gerade auf dem Weg nach Amerika. Ich schüttelte den Kopf, Dresden war weit weg, es erschien mir unendlich provinziell.

Dresdner Krankheit

Und dann bin ich doch wieder hergezogen. Es war, als müsste ich plötzlich ans Schicksal glauben. Zum Kinderkriegen, hatte ich mit neunzehn gesagt, zum Altwerden. Und genauso kam es: Zum Kinderkriegen zogen wir nach Dresden, weil mein Freund nicht nach Berlin wollte und ich nicht ins Ruhrgebiet. Weil mir plötzlich alles logisch erschien. Nur das mit dem Altwerden, das sah ich noch nicht.

Ein paar Wochen später ging es mit Pegida los, ein paar Wochen später lag ich hochschwanger auf dem Sofa und durfte nicht mehr aufstehen, ein paar Wochen später schon haderte ich. Mit der Stadt, mit mir, mit dem Schicksal. Ich fühlte mich in Dresden nicht zu Hause, und das fiel mir umso stärker auf, weil alle sagten: Das muss doch schön sein, zurück in der Heimat. Mir kam es aber gar nicht schön vor. Mir kam auch Dresden nicht schön vor, ich fand einfach nicht hinein in die dresdentypische Überhöhung, diesen selbstverliebten, stolzen Blick nach innen.

Die Schönheit ist ein Mythos. Mehr als jede andere Stadt, in der ich gelebt habe, zerfällt Dresden in unterschiedliche Viertel. Es gibt kein Gesamt-Dresden. Die Innenstadt existiert nicht. Wenn ich heute über die Augustusbrücke zum Theaterplatz laufe, wo sich montags Pegida versammelt, denke ich beim Anblick des Canaletto-Blicks zwar jedes Mal reflexartig: Oh, ist das schön. Aber der Anblick ist eben genau das: nur ein Bild, nur eine Idee. Hinter der schmalen Front der Brühlschen Terrasse geht es mit künstlich wirkenden, historisierenden Fassaden weiter, einer barocken Darbietung, gefolgt von breiten Flächen sozialistischer Bebauung. Die Dresdner Innenstadt ist vor allem weitläufig und leer. Der Wind, der hier durch die Straßen weht, hat jede Menge Platz.

Ja, heißt es an dieser Stelle oft, aber *früher*, vor der Bombennacht des 13. Februar ... Und da ist sie, die Dresdner Krankheit, die Uwe Tellkamp „die süße Krankheit Gestern“ genannt hat. Pegida ist auch deshalb in dieser Stadt zu Hause, weil es hier so leicht ist, sich zum Opfer zu stilisieren. Aber wurden denn andere Städte nicht zerstört? Was ist mit Hamburg, was ist mit Köln?

Nur dass ich mich eben auch zum Opfer stilisierte. Ich lag schwanger auf dem Sofa, Woche für Woche strömten mehr Leute zu Pegida, dann bekam ich das Kind, die erste Zeit war schwierig, immer noch ging ich kaum nach draußen. Und ich tat, was ich am besten konnte: Ich fühlte mich fremd, zog den Kopf ein, hielt mich raus. Schließlich hatte ich schon genug um die Ohren, nicht wahr? Doch egal, wie sehr ich mich abseits halten wollte: Die Zerrissenheit der Stadt ließ sich nicht übersehen. Pegida war der Gradmesser, und der Riss verlief, der Riss verläuft bis heute mitten durch die Büros, durch die Familien. Wenn ich zum Frisör gehe, fragt die Frisörin, noch während sie mir den Umhang umlegt, wie ich es mit Pegida halte.

Um mich endlich mit Dresden auseinanderzusetzen, entwickelte ich mit einigen Freunden eine Ausstellung, die sich mit der Zwangsarbeit während der Nazizeit befasste. Im ehemaligen Goehle-Werk der Zeiss-Ikon-AG hatte es eine Judenabteilung gegeben. Die mittlerweile hundertjährige Henny Brenner, die als junges Mädchen dort hatte arbeiten müssen, gab uns ein langes Interview. Sie

konnte sich gut daran erinnern, wie Dresden damals war. Nicht die feine Kunst- und Kulturstadt nämlich, für die man es heute im Rückblick hält, nein: Die Dresdner Nazis seien die schlimmsten gewesen, schlimmer als die Münchner Nazis, schlimmer als die Berliner Nazis. Hier wurde man angespuckt, wenn man mit dem gelben Stern auf die Straße ging. Henny Brenner hatte Dresden in all den Jahren im Auge behalten, aus der Ferne schien sie die Stadt zu beobachten, sie wusste Bescheid. Kurz vor der Eröffnung der Ausstellung kam es zu den Ausschreitungen in Heidenau, und Henny Brenner sagte ihren Besuch in Dresden ab. Ein paar Wochen zuvor hatte mein Freund sie an ihrem Wohnort besucht, da hatte sie ihm beim Abschied hinterhergerufen: „Sagen Sie den Dresdnern, sie sollen sich bessern!“ Aber sie hatten sich nicht gebessert. Im Gegenteil: Erneut wurde Pegida stärker und stärker.

Sich die Stadt nicht wegnehmen lassen

Vielleicht war das schon der Moment. Vielleicht ist er auch erst an dem Abend gekommen, an dem ich selbst auf dem Theaterplatz stehe, zwischen diesen Leuten, die glauben, sie wären Dresden. Die glauben, sie wären Sachsen. Die glauben, sie wären „das Volk“. Die glauben, ihre Stadt bekäme jetzt endlich wieder die Wichtigkeit, die ihr zustünde. Am Dresdner Wesen soll die Welt genesen.

Oder vielleicht passiert es auch erst, als in meinem Viertel ein Übergangswohnheim für Flüchtlinge geschaffen wird. Wenige Tage später sitze ich beim Arzt, im Wartezimmer, ich kann nur hören, was an der Rezeption gesprochen wird. Und ich höre, wie ein Mann hereinkommt, sich anmelden möchte, um einen Termin bittet. Der Mann spricht gebrochen Deutsch. Ich höre, wie die Schwester an der Rezeption dem Mann sagt, dass keine Patienten mehr aufgenommen werden. „Patientenstopp“, sagt sie, sie wiederholt das Wort mehrmals, jedes Mal lauter, als würde es dadurch verständlicher. Und zwanzig Minuten später sitze ich immer noch im Wartezimmer, und wieder höre ich, wie jemand hereinkommt, sich anmelden möchte, nur dass der Mann diesmal perfekt Deutsch spricht, und er hat seine neue Krankenkassenkarte noch nicht zugeschickt bekommen, aber das ist überhaupt kein Problem. „Wenn Sie so um

die Ecke wohnen“, sagt die Schwester herzlich, und für die nächste Woche gibt es schon einen Termin.

Irgendwann in den Herbsttagen 2015 passiert es, dass ich wütend werde. Und ich begreife, dass diese Wut nicht verschwinden wird, wenn ich jetzt einfach wieder aus Dresden wegeziehe. Denn was wird passieren, wenn alle wegziehen, die diesen Wind in Dresden nicht mehr ertragen, diesen offenen Rassismus von der Bühne herab, den kaum versteckten Rassismus im Alltag? Wird es dann besser? Nein, das wird es nicht.

Im Gegenteil müsste man doch erreichen, dass jetzt ganz viele Leute hier herkommen. Kluge Leute, schnelle Leute. Mutige Leute, die nicht nur schlecht gelaunt den Arzt wechseln, sondern die aufstehen und laut sagen, wie beschissen sie es finden, auf dem Rücken der Schwächsten das eigene Jammern auszutragen. Es müssten Leute kommen, die eine Vision von der Zukunft haben, statt sich nur auf der Vergangenheit auszuruhen. Leute, die etwas von der Welt gesehen haben, die einen Blick von außen haben. Leute, die sagen: Dresden ist nichts Besonderes, sondern eine ganz normale Stadt, nicht besonders schön, nicht besonders hässlich, vielleicht wohnen hier mehr Idioten als anderswo, aber das kriegen wir schon hin. Und diese Leute sollten aus Syrien kommen, aus Afghanistan, aus dem Irak, aus dem Kosovo, und natürlich sollten sie auch aus Deutschland kommen.

Sie könnten den klugen, schnellen, mutigen, nach vorn schauenden, weltoffenen und „ganz normalen“ Leuten helfen, die schon da sind. Denn die gibt es natürlich, hier in Dresden, und ich würde gern zu ihnen gehören. Die Leute, die kommen, könnten uns nicht nur beim Hierbleiben helfen. Pegida ist nicht Dresden. Und Pegida ist nicht das Volk. Denn wer bin denn dann ich? Zum ersten Mal in meinem Leben sage ich: Ich will Dresdnerin sein. Ich lasse mir die Stadt nicht wegnehmen. Ich mache jetzt ernst. Ich bleibe hier. Nur das mit dem Altwerden, zugegeben, das sehe ich noch nicht. Aber wenn es doch so weit kommen sollte: Vielleicht können wir dann noch mal über den Rückbau der Waldschlösschenbrücke verhandeln?

Winfried Müller · Swen Steinberg

Dresden.

Eine Kurzbiografie

Mit *courttown*, *commercetown* und *coke-town* ermittelte die Sozialanthropologie „three major types in the history of urbanism“,¹ die sich in fast schon idealtypischer Weise in Sachsen finden: das im Zuge der Industrialisierung zum „sächsischen Manchester“ gewordene Chemnitz, die Messe- und Handelsstadt Leipzig sowie die Residenz-, Regierungs- und Verwaltungsstadt Dresden.

Winfried Müller

Dr. phil., geb. 1953; Professor für Sächsische Landesgeschichte an der Technischen Universität Dresden; Direktor des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden. winfried.mueller@tu-dresden.de

Swen Steinberg

Dr. phil., geb. 1980; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte der Technischen Universität Dresden; z. Zt. DFG-Stipendiat an der University of California, Los Angeles/USA. swen.steinberg@tu-dresden.de

Fremdzuschreibungen zumindest teilweise erklären hilft, ist die Prämisse der Stadanthropologie. Ihr Anliegen ist es – und hierauf spielt der Untertitel dieses Beitrags an –, gewissermaßen ein Stadtindividuum mit einer eigenen Berufskultur und „Geschmackslandschaft“ herauszuarbeiten.¹²

Im Falle der Residenz- und Regierungstadt ist hier nicht nur an den Hof und die von ihm abhängigen Personenkreise zu denken, sondern auch an eine von Repräsentationswünschen und -zwängen abgeleitete, eher luxusorientierte und ästhetisch verfeinerte Produktions- und Konsumkultur sowie an eine obrigkeitliche Überformung der Stadtgesellschaft. Dass in Dresden nicht einfach Autos vom Fließband rollen, sondern dass Limousinen, „Luxuskarossen“, in einer Gläsernen Manufaktur gefertigt werden, oder dass ein Regierungschef in schon längst postmonarchischen Zeiten altmodisch prädiert wurde („König Kurt“), wären demnach pfad-

abhängige, das heißt auf die residenzstädtische Vergangenheit rekurrierende Ableitungen. Wahr ist aber auch, dass sich gerade in Residenz- und Regierungsstädten gelegentlich der Unmut über „die da oben“ schärfer als andernorts artikuliert. Für das – wohlgemerkt – vormoderne London wurde beispielsweise die Gewaltneigung des Pöbels herausgearbeitet; selbst die königliche Familie sei bei öffentlichen Auftritten ausgebuht worden. Die durch die Anwesenheit des Hofes und staatlicher Autorität „aufgenötigte Zurückhaltung des Volkes disponierte es zu heftigen Ausbrüchen“, schlussfolgerte Peter Sloterdijk.¹³

Weg zur Residenzstadt

2006 beging Dresden seine 800-Jahr-Feier, mit der an die Ersterwähnung in einer 1206 ausgestellten Urkunde erinnert wurde.¹⁴ Die Siedlung selbst war erheblich älter, und sie war nicht von Anfang an von der Anwesenheit eines Hofes geprägt. Dresden stand vielmehr lange Zeit im Schatten Meißen, das seit dem 10. Jahrhundert mit der Errichtung einer königlichen Burg der herrschaftliche und mit der Bistumsgründung auch der geistliche Mittelpunkt der Markgrafschaft Meißen war. Dresdens Aufstieg war nach 1089 untrennbar verbunden mit der Dynastie der Wettiner, die es in einem gestreckten Prozess im mitteldeutschen Raum zu einer hegemonialen Stellung brachte. Zugleich wurde der Landesausbau forciert, das heißt, die überwiegend von Sorben dünn besiedelte Region wurde gezielt als Einwanderungsland für Siedler aus West-

¹ Ulf Hannerz, *Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology*, New York 1980, S. 243.

² Vgl. Rolf Lindner/Johannes Moser (Hrsg.), *Dresden. Ethnographische Erkundungen einer Residenzstadt*, Leipzig 2006.

³ Peter Sloterdijk, *Zeilen und Tage. Notizen 2008–2011*, Berlin 2012, S. 512 unter Bezugnahme auf Peter Ackroyd, *London: Die Biographie*, München 2002.

⁴ Zum Stadtjubiläum „im Auftrag der Landeshauptstadt Dresden“ herausgegeben: *Geschichte der Stadt Dresden*, 3 Bde., Stuttgart 2005/06. Zu Facetten der Stadtgeschichte vgl. die mittlerweile über 120 „Dresdner Hefte“ des Dresdner Geschichtsvereins, zuletzt Nr. 123: *Fremde in der Stadt. Zur historischen Vertiefung von Migrationsprozessen nach Sachsen* vgl. die Rubrik „Sachsen: Weltoffen!“ des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde: www.isgv.de/aktuelles/sachsen-weltoffen (15.12.2015).

und Süddeutschland und den Niederlanden profiliert. Viele Menschen wurden überdies durch die reichen Silbervorkommen im Erzgebirge angelockt („Berggeschrey“). Vorläufiger krönender Abschluss dieser Erfolgsgeschichte war 1423 die Übertragung der Kurwürde an die Wettiner, die damit in den Kreis der Königswähler und der vornehmsten Reichsfürsten aufrückten.

Dresden blieb von dieser Entwicklung noch weitgehend unberührt, seine Stunde sollte erst mit einer weiteren dynastisch bestimmten Entscheidung schlagen, der von den Brüdern Ernst und Albrecht vorgenommenen Leipziger Landesteilung von 1485. In einer historischen Phase, für die noch nicht von einem transpersonalen Staatsverständnis auszugehen ist und in der der Herrschaftsraum gewissermaßen als Familienbesitz galt, entstand so zum einen das Ernestinische Kurfürstentum Sachsen mit dem politischen Zentrum Torgau und dem intellektuellen Mittelpunkt der 1502 gegründeten Universität Wittenberg, zum anderen das Albertinische Herzogtum Sachsen mit der Messe- und Universitätsstadt Leipzig und dem erst jetzt zur Residenzstadt aufsteigenden Dresden.

Während im kurfürstlichen Wittenberg 1517 die Reformation ihren Anfang nahm und die Ernestiner sich schützend vor Luther stellten, wurde im Herzogtum am alten Glauben festgehalten. Erst mehr als 20 Jahre später kam es im Albertinischen Sachsen zum religionspolitischen Kurswechsel; am 6. Juli 1539 wurde in der Dresdner Kreuzkirche offiziell die Einführung der Reformation vollzogen. Zu einer deutlichen Verschiebung der Gewichte zwischen den beiden Teillinien kam es dann 1546/47 im Schmalkaldischen Krieg, dem ersten „deutschen Krieg“ vor dem Dreißigjährigen Krieg. Der albertinische Herzog Moritz, obwohl lutherischer Fürst, kämpfte an der Seite des katholischen Kaiserhauses gegen die protestantischen Fürsten, unter ihnen Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen, der gefangen genommen und abgestraft wurde. 1547 musste er auf einen nicht unerheblichen Teil seines Territoriums und die Kurwürde verzichten. Hauptprofiteur waren das Albertinische Sachsen und – nun Kurfürst – Moritz.

Der Aufstieg des Albertinischen Sachsen zu einem der führenden Territorien im Reich schlug auch auf Dresden durch: Die Befesti-

gungsanlagen wurden erweitert und erneuert, 1548 wurde mit dem Um- und Neubau des Schlosses begonnen, das rechtselbische Altendresden, die heutige Neustadt, wurde gegen den Widerstand des Rates eingemeindet, zudem wurde eine Münzstätte eingerichtet. Dieses seit den 1540er Jahren eingeleitete Maßnahmenbündel ließ sowohl eine Prägung Dresdens durch den Hof als auch eine zunehmende Unterordnung der Bürgerstadt erkennen. Zugleich begann mit der Förderung der Hof- und Kirchenmusik und der fürstlichen Sammeltätigkeit in der „Geheimen Verwahrung“ des Schlosses die Entwicklung der Residenz zur Kunststadt.

Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) bremste diesen Entwicklungsschub erst einmal. Das Kurfürstentum Sachsen musste infolge des Krieges und damit verbundener Epidemien und Hungersnöte hohe Verluste hinnehmen; die Bevölkerung sank von rund 1,5 Millionen auf unter eine Million Menschen, in Dresden wirkte sich in den 1630er Jahren die Pest verheerend aus. Von den Kriegsereignissen selbst blieb die befestigte Residenzstadt weitgehend verschont, allerdings wurde sie von den Verwerfungen des konfessionellen Zeitalters erreicht: Nach der Niederschlagung der Ständerevolte und als Folge der rigiden Rekatholisierungspolitik des Hauses Habsburg in Böhmen kam es zu einer Auswanderungswelle nach Sachsen. In Dresden ließen sich zwischen 1620 und 1750 schätzungsweise 2500 böhmische Exulanten nieder. Obwohl konfessionsverwandt, standen sie unter dem „Generalverdacht“¹⁵ der Häresie und wurden auf wirtschaftlichem Sektor zunächst als unliebsame Konkurrenz wahrgenommen. In der Bevölkerung wurden Zweifel laut, ob es sich bei den Migranten wirklich um Glaubens- und nicht nur um Wirtschaftsflüchtlinge handelte, während der Rat durchaus auch die Chancen der Zuwendung für die in ihrer demografischen Entwicklung zurückgeworfene Stadt erkannte.

Von dieser konfessionsbedingten Zwangsmigration abzuheben ist die katholische Clusterbildung im lutherischen Dresden, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemerkenswerte Dimensionen annahm; 1707

¹⁵ Frank Metasch, Exulanten in Dresden. Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert, Leipzig 2011, S. 232.

sollen rund 4000 Katholiken in der Stadt gelebt haben. Zeitweise herrschte deshalb ein konfessionell motiviertes Reizklima, das sich 1726 in einem Priestermord und Tumulten entlud und in die konkurrierende Besetzung des Stadtbildes einmündete: Das Zentrum wurde optisch dominiert von dem 1743 vollendeten Neubau der Frauenkirche der evangelischen Bürgerstadt mit der berühmten Kuppel von George Bähr, unweit davon finden wir die 1751 geweihte katholische Hofkirche des italienischen Architekten Gaetano Chiaveri.

Die katholische Präsenz in Dresden war einerseits auf die Kunstpolitik des Hofes zurückzuführen, auf die im 18. Jahrhundert begründete Italianità Dresdens. Gefördert wurde sie aber auch durch die Konversion des sächsischen Kurfürsten zum katholischen Glauben, durch die – und im Mutterland der Reformation wurde das als starke Zumutung empfunden – Hofreligion und das Bekenntnis der Bevölkerung nicht mehr identisch waren.

Barock ohne Aufklärung

Der Konfessionswechsel war die unabdingbare Voraussetzung dafür, dass August der Starke 1697 zum König von Polen gewählt werden konnte. Die damit begründete sächsisch-polnische Personalunion wurde aufgrund der hohen Transaktionskosten von jeher zwiespältig beurteilt: Sachsen, nun auf der großen europäischen Bühne mitspielend, wurde in den Großen Nordischen Krieg (1700–1721) hineingezogen und vorübergehend von Schweden besetzt. Aus der Ex-post-Perspektive war die Union also eher ein Misserfolg.

Eine ergebnisoffene Betrachtung der Ausgangssituation sollte indes berücksichtigen, dass Sachsen um 1700 zu den durchaus chancenreichen aufstiegsorientierten Schwellenmächten zählte, die nach Rangerhöhung und Prestige strebten und sich neue Wirtschaftsräume erschließen wollten. Im Konkurrenzkampf etwa mit Brandenburg, das 1701 seine Königskrone in Preußen fand, folgte die sächsische Außenpolitik also auch einer systemischen Logik, von der sich wiederum jene höfische Rationalität ableitete, die zur Ausgestaltung beider Residenzen als Repräsentationsbühnen führte. In Warschau wurden mit dem Umbau des Schlosses, Sächsischer Achse und Sächsischem Palais städtebauliche Akzente gesetzt, Dresden wuchs bis 1755 auf über 63 000 Einwohner an und war damit hinter Wien, Berlin und Hamburg die viertgrößte Stadt des Reiches und eine kulturelle Metropole von europäischem Rang.

Auf diese dynamische Entwicklungsphase geht das Bild vom barocken Dresden mit Hof- und Frauenkirche, dem 1709 begonnenen Zwinger, Japanischem Palais und Augustusbrücke zurück, das über die Darstellungen Canalettos dem Bildgedächtnis eingeprägt wurde. Dieser Aus- und Umbau korrespondierte mit einer außerordentlich aufwendigen Hofkultur; die Feste Augsts des Starken lenkten europaweit die Aufmerksamkeit auf Dresden. Neben dieser vergänglichen Festkultur manifestierte sich der Geltungsanspruch des Hofes vor allem in der Kunstpolitik. Das Dresdner Schloss barg die zwischen 1723 und 1729 eingerichtete Wunderkammer, das Grüne Gewölbe; hier präsentierte August der Starke die von seinen Vorgängern und ihm gesammelten Kunstobjekte und Raritäten. Dazu kam die Vorliebe für die große Oper und die systematische Erweiterung der Gemäldegalerie durch den Sohn und Nachfolger August III.

Insgesamt kam Dresden in der Augusteischen Epoche dem Idealtypus der Fürsten- und Beamtenstadt als Subtyp der Konsumentenstadt ziemlich nahe, in der große Berufsgruppen und die Bevölkerung „in ihren Erwerbschancen vorwiegend direkt oder indirekt von der Kaufkraft des fürstlichen und der anderen Großhaushalte abhängen“.¹⁶ Dieses in Residenzstädten grundsätzlich anzutreffende Abhängigkeitsverhältnis war der Autonomie der Bürgerstadt nicht förderlich, und man gewinnt den Eindruck, dass in einer vom Hof dominierten Stadt wie Dresden die nonverbalen bildenden Künste und Symbolisierungen, die Musik und ästhetische Debatten akzentuiert wurden, weniger die kritischen, auf eine Politisierung des öffentlichen Raumes abstellenden Reformdiskurse. Theodore Ziolkowski sprach deshalb von einer zutiefst konservativen, von Adel und Mili-

¹⁶ Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen 1980, S. 729.

tär geprägten Stadtgesellschaft, „die die europäische Aufklärung kaum erlebt hatte“.¹⁷ Bezeichnend dafür ist das Verhalten des Satirikers Wilhelm Gottlieb Rabener, der nach seiner 1753 erfolgten Versetzung als Steuerrat nach Dresden erklärte, er werde nichts mehr veröffentlichen, sondern seine Schriften seinem Pult anvertrauen. Dass die dort verstauten Manuskripte dann vom vorgeblich aufgeklärtesten unter den deutschen Fürsten, Friedrich II. von Preußen, vernichtet wurden, als dieser 1760 Dresden im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) beschießen ließ, entbehrt nicht der Ironie.

Bereits diese erste Zerstörung prägte das Bild einer vom äußeren Feind versehrten Kunst- und Barockstadt. Diese Wahrnehmung verfestigte sich umso mehr, als es nach 1763, nach dem Krieg und dem Ende der sächsisch-polnischen Union, in Dresden deutlich stiller wurde. Der auftrumpfende Gestus des Hofes war Vergangenheit, das rauschende Fest wich der Betrachtung der Bilder, und die Stadt wurde zum Anziehungspunkt für die Frühromantiker. Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder hatten bei der Betrachtung der 1754 für Dresden erworbenen Sixtinischen Madonna ihr Kunsterlebnis, 1798 führten unter anderem die Brüder Schlegel, Caroline Schlegel und Novalis ihre Dresdner Galeriegespräche. Mit der nach 1809 eingeleiteten Stadtentfestigung entledigte sich die Residenz dann zum mindest äußerlich der vom Hof auferlegten Fesseln und wurde im Zusammenspiel mit den unbebaut gebliebenen Ufern der Elbe zu einer „gartenähnlichen Stadtlandschaft“.¹⁸

Ambivalente Moderne

Zugleich wurde dieser romantische „Sehnsuchtsort“¹⁹ aber auch als Sitz eines eher passiven Bürgertums ausgemacht. In Dresden werde nur verbraucht, was andernorts auf den Weltmärkten erobert werde: „kein Wagen, Gewinnen und Verlieren stähle den Muth, belebte den ruhigen Herzschlag und

¹⁷ Theodore Ziolkowski, Dresdner Romantik. Politik und Harmonie, Heidelberg 2010, S. 12.

¹⁸ Ulrich Rosseaux, Freiräume. Unterhaltung, Vergnügen und Erholung in Dresden (1604–1830), Köln 2007, S. 274.

¹⁹ R. Lindner/J. Moser (Anm. 2), S. 22.

ließ die Kräfte an fremden messen“.²⁰ Das ist vor allem die Sichtweise des 19. Jahrhunderts, der Blick von *coketown* und *commercetown* auf Dresden. Stereotype vereinfachen, und so schlug denn auch in Dresden nicht nur der residenzstädtische Ruhepuls der *leisure class*: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als das 1806 zum Königreich erhobene Sachsen bis zur Völkerschlacht bei Leipzig an Napoleons Seite ausharrte – mit der Folge, dass das Land 1815 auf dem Wiener Kongress erhebliche Teile an Preußen abtreten musste –, war Dresden auch ein Sammelpunkt der politischen Romantik und des Aufbegehrens gegen die französische Fremdherrschaft, für das Namen wie Theodor Körner, Caspar David Friedrich oder Heinrich von Kleist stehen.

Dieses Nebeneinander von Verharren und kritischem Potenzial war nicht untypisch und führte in Dresden wiederholt zu Unruhen: erstmals 1830 – vordergründig durch den konfessionellen Gegensatz von Hof und Bevölkerung ausgelöst – im Umfeld des 300. Confessio Augustana-Jubiläums und unter dem Eindruck der französischen Juli-Revolution. Mit der konstitutionellen Einhegung der Monarchie wurde anschließend die Verfassung vom 4. September 1831 das Kernstück einer tief greifenden Staatsreform.

Ein zweites Mal brach sich das Unruhepotenzial dann in der Revolution von 1848 Bahn, als sich auch Dresdner Bürger am sogenannten Adressensturm beteiligten und die Forderung nach Presse-, Versammlungs- und Redefreiheit stellten. Kulminationspunkt war der im Kontext der Reichsverfassungskampagne zu verortende Dresdner Maiaufstand 1849, dessen prominente Akteure Gottfried Semper und Richard Wagner nach der mit preußischer Hilfe erfolgten Niederschlagung ins Schweizer Exil gingen.

Gleichzeitig und dem Topos von der Fürsten- und Beamtenstadt zum Trotz partizipierte Dresden am Prozess der Industrialisierung. Der Schwerpunkt lag freilich nicht auf der „schmutzigen“ Schwerindustrie, sondern – gewissermaßen eine Verlängerung des höfischen Konsums der Vormoderne – auf der Herstellung von Genussmitteln:

²⁰ Max Maria von Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild, Leipzig 1864, S. 35.

Dresden wurde zum deutschen Zentrum der Schokoladen- und Zigarettenherstellung und damit auch der kolonialen Kontakte und des Marketings mit dem „Fremden“. Auch bei der zweiten Produktgruppe, mit der sich Dresden als Industriestadt profilierte, sind Bezüge zur höfischen Traditionslinie mit der Sammlung des mathematisch-physikalischen Salons gegeben. Gemeint ist die Feinmechanik, die nun in die Produktion von Näh-, Schreib- und Rechenmaschinen einmündete und später eine führende Rolle Dresdens in der optischen Industrie begründen sollte.

All dies wurde von einer rasanten demografischen Entwicklung flankiert: 1831 zählte Dresden 63 865 Einwohner, 1905 waren es deutlich über 500 000, womit es die fünftgrößte Stadt im Kaiserreich war. Die Dichte politischer Institutionen – vom Hof über das Parlament bis hin zur Landesverwaltung – wie auch die im Norden der Stadt massiv ausgebauten Kasernenlandschaft prägten dabei zweifelsohne das politische Klima der Stadt im konservativen Sinn. Aber wie in jeder Großstadt mit industriellem Kern wuchs auch in Dresden die Sozialdemokratie zur Massenbewegung, und 1877 gelang es den Sozialdemokraten, über den innerstädtischen Wahlkreis Altstadt August Bebel in den Reichstag zu bringen. Allerdings war in den 1890er Jahren auch die antisemitische Reformpartei in Dresden so erfolgreich wie kaum irgendwo anders im Reich.

Demgegenüber besaß die Stadt sehr wohl ein liberales Bürgertum, das sich in Welt-Offenheit übte und Dresden beispielsweise zu einem Zentrum der deutschen Esperanto-Bewegung werden ließ. Internationales Renommee brachte auch die Internationale Hygiene-Ausstellung 1911 in Form einer „kleinen Weltausstellung“. Vor dem Ersten Weltkrieg bündelten sich überdies in Dresden-Hellerau, der ersten deutschen Gartenstadt, Alternativbewegungen der Lebensreform. Auch die Reformpädagogik hatte dort ihren Ort, wie Dresden überhaupt aufgrund der hohen Dichte und Qualität seiner Bildungseinrichtungen den Ruf des *schoolroom of Europe* hatte. Seit 1828 gab es in der Stadt zudem eine das technologische Wissen vermittelnde Bildungsanstalt, die spätere Technische Hochschule beziehungsweise Universität.

Zugleich wurde das internationale Ansehen der Kunst- und Kulturstadt flankiert von einem Zuzug von Ausländern (Amerikaner, Briten, Russen), die in eigenen Stadtvierteln mit eigenen Kirchen und Zeitungen allerdings nur partiell integriert waren. Diese Gruppen verschwanden im nationalen Furor des Sommers 1914 jedoch nahezu vollständig. In der Weimarer Republik kehrte dieser kosmopolitische Bestandteil der Kultur, der in Dresden eine vergleichsweise ungewöhnliche Qualität entwickelt hatte, nicht zurück. Dresden in der Moderne war folglich eine Stadt der Ambivalenzen, in der sich einerseits im Juni 1905 die expressionistische Künstlergruppe „Brücke“ gründete und in der andererseits die bauliche Gestaltung auf alten Glanz rekurierte. Dieses Signum der Stadt zeigte sich etwa im Wirken des Architekten Hans Erlwein, der mit dem 1913 fertiggestellten „Italienischen Dörfchen“ an den Topos vom „Elbflorenz“ anknüpfte und der sich ausdrücklich an der Barocktradition Dresdens orientierte. Mit dieser wurde allerdings freizügig umgegangen: Die vom Barockbaumeister Matthäus Daniel Pöppelmann nach 1727 gebaute Augustusbrücke wurde 1907 abgebrochen und als ein den Anforderungen des modernen Straßen- und Schiffsverkehrs genügendes Imitat neu gebaut.

Diese Ambivalenzen setzten sich in der Weimarer Republik fort, die auch in Dresden 1918 mit Revolution, königlicher Abdankung und sozialdemokratischer Dominanz begann. Gleichzeitig konstatierten Zeitgenossen wie der Journalist Edgar Hahnwald, Kühnheiten würden in der Dresdner Luft nicht gedeihen, Letztere habe eher konservierende Wirkung. Dieser Gegensatz sollte sich im Herbst des Jahres 1923 zeigen, nachdem der sächsische SPD-Ministerpräsident Erich Zeigner die Kommunisten in die Regierung aufgenommen hatte. Die schon in der Revolution 1918 offenbar gewordene Angst vor einem „Sowjet-Sachsen“ veranlasste den Reichspräsidenten Friedrich Ebert und den Reichskanzler Gustav Stresemann zur Reichsexekution, dem Einmarsch der Reichswehr in Sachsen. Im einstigen „roten Königreich“ ging die Zustimmung zu den Sozialdemokraten spürbar zurück, die Weimarer Republik endete auch in Dresden mit dem zunehmenden Einfluss antidemokratischer Kräfte: Bei den Kommunalwahlen im November 1932 lag die NSDAP gleichauf mit

der SPD. Dresden war dabei zwar nicht das organisatorische Zentrum der sächsischen Nationalsozialisten, ihre Machtübernahme im März 1933 zeigte sich hier aber in eigener Qualität.

Im Jubel und im Schweigen der Dresdner Bevölkerung ging auch ihre Unschuld verloren: am 8. März 1933 mit einer der ersten Bücherverbrennungen im Deutschen Reich, mit der ersten Ausstellung „Entarteter Kunst“ ab Ende September 1933 im Dresdner Rathaus oder am 9. November 1938 mit der brennenden Semper-Synagoge. Mit der Entrechtung und Enteignung bürgerlicher Mäzenaten wie der jüdischen Bankiersfamilie Arnhold gab man zudem zentrale Elemente der stadtbürglerlichen Prägung und des eigenen Selbstverständnisses als bürgerliche Kulturstadt auf. Die zumeist gewaltsame nationalsozialistische Diktaturdurchsetzung, sie hatte auch in Dresden willige oder fanatische Helfer, die die Entrechtung ideologisch stigmatisierter Menschen guthießen, umsetzen – oder eben wegsahen; die dichte Beschreibung des Dresdner Alltags im Nationalsozialismus in den Tagebüchern Victor Klemperers ist hierfür ein bedrückendes Zeugnis.¹¹

Mythos und Selbstgewissheit

Der Zweite Weltkrieg blieb lange fern. Erstmals kam er im Oktober 1944 nach Dresden, vor allem aber am 13. Februar 1945.¹² Sein Ergebnis war ein wirkmächtiger Mythos, der lange zurückreichende städtische Selbstbilder mit dem Opfer-Topos der unschuldigen und einzigartigen Barockstadt verband, deren Zerstörung durch „angloamerikanische Bomber“ in der Geschichtspolitik der DDR ein antiimperialistischer Subtext eingeschrieben wurde. Dass die Stadt als einer der Verkehrsknoten des Reichs mit großen Kasernenanlagen und Standorten der Rüstungsproduktion sowie als Gauhauptstadt mit dem Volksgerichtshof am Münchner Platz mit angeschlossener Hinrichtungsstätte vor allem auch eines der wenigen noch übrig gebliebenen militärischen Ziele war, wurde dabei

häufig übersehen. Gleichermaßen gilt für das Faktum, dass im Februar 1945 neben Gebäuden höfischen Glanzes vor allem bürgerliche Einkaufs- und Wohnquartiere sowie Arbeiterwohnviertel des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zerstört wurden.

Das alte Dresden ging vor allem im Stadtkern verloren, „Großflächenenttrümmerung“¹³ und Sprengung ausgebrannter Ruinen sollten wie in vielen anderen im Zweiten Weltkrieg zerstörten Städten zu einem entschiedenen Neuaufbau genutzt werden, wie er in Dresden seit den 1960er Jahren mit der neuen Prager Straße in der „sozialistischen Großstadt“ Gestalt annahm. Die Ruinen des höfischen und repräsentativen Kerns wurden indes in einem gestreckten Prozess rekonstruiert: Der Wiederaufbau des Zwingers begann unmittelbar nach Kriegsende; die Semperoper wurde symbolträchtig am 13. Februar 1985 mit Carl Maria von Webers „Freischütz“ wiedereröffnet, mit dem sie im August 1944 ihre Pforten geschlossen hatte; das Skelett des Schlosses wurde in der Nachwendezeit schrittweise rekonstruiert. Und dann war da noch die Ruine der Frauenkirche, die als pazifistisches Mahnmal an den Bombenkrieg erinnern sollte und die in den 1980er Jahren für die Friedens- und Bürgerrechtsbewegung der DDR ein Ort des Protestes und der Systemkritik wurde.

In den 1990er Jahren sollte – die Kontrastierung mit der später in Leipzig „wiederaufgebauten“ modernen Fassade der Paulinerkirche bietet sich an – die detailgetreue Rekonstruktion der Frauenkirche dann zum Symbol eines neuen Dresden werden, das wesentliche Momente seiner Identität aus seiner Vergangenheit bezieht und in Verbindung mit der Flusslandschaft der Elbe als „schöne Stadt“ wahrgenommen wird. Dies gilt nicht nur für stadtethnologische Umfragen und Reiseblogs, sondern das ist auch die dezidierte Auffassung vieler Einwohner: „Die Dresdner fragen einen gar nicht, ob einem die Stadt gefällt. Sie sagen es einem“, hielt Umberto Eco fest.¹⁴

¹¹ Vgl. Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945, 2 Bde., Berlin 1995.

¹² Siehe hierzu auch den Beitrag von Gorch Pieken in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

¹³ Vgl. Matthias Lerm, Abschied vom alten Dresden. Verluste historischer Bausubstanz nach 1945, Rostock 2000, S. 91 ff.

¹⁴ Umberto Eco, Grundzüge einer Stadtpsychologie, in: Die Zeit vom 5.7.1996, www.zeit.de/1996/28/eco28.19960705.xml (15.12.2015).

Diese Selbstgewissheit, die eigensinnig sogar den Weltkulturerbetitel für entbehrlich hielt, der nach dem Bau der Waldschlößchenbrücke mitten hinein in die „Kulturlandschaft Dresdner Elbtal“ 2009 aberkannt wurde, verdeckt leicht, dass auch das Dresden der jüngeren Geschichte eine von Ungleichzeitigkeiten geprägte Stadt ist. Die in Uwe Tellkamps Dresden-Roman „Der Turm“ für „Musennester“ diagnostizierte „süße Krankheit Gestern“¹⁵ war im Dresden der DDR-Zeit ebenso zuhause wie die Aufbruchstimmung der Friedlichen Revolution. Die am 4./5. Oktober 1989 die Elbstadt passierenden Züge mit den Prager Botschaftsflüchtlingen lösten regelrechte Tumulte aus. Wirkmächtiger waren freilich die Ereignisse am Abend des 8. Oktober 1989, als aus einer Massendemonstration heraus der Staatsmacht der Dialog angeboten wurde – und diese auf ihn ein ging. Mit der Bildung der „Gruppe der 20“ und den später in der ganzen Republik etablierten „Runden Tischen“ begann der Prozess einer oftmals vergessenen „eigenständigen DDR-Demokratisierung“,¹⁶ der zugleich ihr Ende herbeiführen sollte.

Zu den erwähnten Ungleichzeitigkeiten Dresdens gehört auch, dass der Mythos der Barockstadt und ein ausgeprägtes Heimweh nach der Vergangenheit nicht nur Zugänge zur Moderne, etwa in der Architektur, behindern, sondern zugleich die Modernität hinter der Kulisse von „Elbflorenz“ verdecken. Dass die Stadt einer der wichtigsten Elektrotechnik- und Mikroelektronikstandorte der DDR war, ist jedenfalls dem auf Oberflächenphänomene fokussierten Dresden-Touristen kaum bekannt, obwohl der darin aufscheinende Zusammenhang von Industrieentwicklung und Wissenschaftsstandort nach 1990 zu einem wichtigen Transformationsfaktor wurde und in den Slogan vom „Silicon Saxony“ einmündete.

Die wirtschaftliche Entwicklung, der Wissenschaftsstandort mit der 2012 in den Kreis der Exzellenzuniversitäten aufgenommen Technischen Universität, die ihrem Namen zum Trotz eine Volluniversität mit geistes-

¹⁵ Uwe Tellkamp, *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land*, Frankfurt/M. 2008, S. 11.

¹⁶ Francesca Weil, *Verhandelte Demokratisierung. Die Runden Tische der Bezirke 1989/90 in der DDR*, Göttingen 2011, S. 230.

und kulturwissenschaftlichen Fakultäten ist, die außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die renommierten Kunstsammlungen und die um diese gruppierte Museumslandschaft – das alles brachte Dresden in den zurückliegenden 25 Jahren zugleich ein Mehr an Internationalität, das in einer Stadt mit einem geringen Ausländeranteil von 4,7 Prozent (Berlin: etwa 13,4 Prozent, München: rund 23,4 Prozent) freilich eher ein den Wissenschafts- und Kultursektor betreffendes „Höhenkamm-Phänomen“ ist, das noch längst nicht veralltäglich ist.

Ob diese mangelnde Veralltäglichung einer der Gründe dafür ist, dass die Pegida-Bewegung sich ausgerechnet in Dresden formierte, sei dahingestellt. Unzweifelhaft ist allerdings der harte Kontrast zwischen der Wahrnehmung Dresdens als der „schönen Stadt“ der Künste und der Wissenschaften einerseits und den Pegida-Demonstrationen ausgerechnet auf den symbolträchtigsten Plätzen der Kunst- und Kulturstadt andererseits, dem ein besonderes Provokationspotenzial innewohnt. Aus der Außenperspektive erweckt das den Eindruck, Dresden habe, wie es jüngst in einem Zeitungsbeitrag hieß, die „Schlüssel seiner Stadt“ einer fremdenfeindlichen Bewegung „ausgehändigt“.¹⁷

So gesehen wird die Antwort auf die Frage, die dem in Dresden geborenen Autor Peter Richter bei seinem Umzug nach Hamburg gestellt wurde – ob es denn in Dresden „immer noch so schön sei und wie die Menschen das alles da verkraftet hätten“¹⁸ –, heute wohl anders ausfallen als 2004, als seine „Heimatkunde“ erschien.

¹⁷ Dominique Eigenmann, *Die missbrauchte Stadt*, 21.11.2015, www.tagesanzeiger.ch/28640024 (15.12.2015).

¹⁸ Peter Richter, *Blühende Landschaften. Eine Heimatkunde*, München 2004², S. 63.

Gorch Pieken

The Benchmark: Dresden, 13. Februar 1945. Vom Umgang einer Stadt mit ihrer Geschichte

Als sich die Kampfbomber aus 2000 Metern Höhe auf die Stadt stürzten, durchriss das schrille und markdurchdringende Heulen

Gorch Pieken

Dr. phil., geb. 1961; Wissenschaftlicher Direktor und Wissenschaftlicher Leiter Ausstellungen, Sammlung und Forschung des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr, Olbrichtplatz 2, 01099 Dresden. gorchpieken@bundeswehr.org

ihrer Sirenen die Stille der Nacht. „Plötzlich gab es eine Explosion auf dem Krankenhausgelände“, berichtete ein Arzt. „Fensterscheiben klirrten und fielen auf mein Bett. Ich sprang auf, griff meine Kleidung und rannte ins Freie. In diesem Moment stürzte das Haus hinter mir zusammen. Überall lagen Trümmer und unter den Trümmern hörten wir Stöhnen. (...) Zwei Ordensschwestern, 4 Krankenschwestern und 26 Patienten sind bei dem Angriff getötet worden.“¹ Bereits die erste Welle der angreifenden Flugzeuge hatte das Krankenhaus getroffen, obwohl auf dem Dach ein großes Rotes Kreuz zu erkennen war. Ein Achtjähriger und seine Schwester beobachteten das Zerstörungswerk von einem Hügel aus: „Viele Menschen rannten aus der Stadt. Nach dem Angriff sind wir ins Zentrum gegangen, um zu sehen, was dort passiert ist. Es war sehr zerstört (...) Überall lagen Leichen und abgerissene Körperteile: Arme, Beine. Ein Kopf.“²

Mit diesem Angriff der deutschen Luftwaffe auf die polnische Stadt Wieluń am 1. September 1939, um etwa 4.35 Uhr, begann der Zweite Weltkrieg. Ohne Vorwarnung trafen die Bomben eine schutzlose Stadt und ihre Bewohner im Schlaf. Rund 1200 Menschen wurden getötet, 90 Prozent des Stadtkerns

zerstört. Wieluń war die erste zerbombte Stadt des Krieges. Im Ort hatten sich keine militärischen Einrichtungen oder Einheiten befunden, keine Kriegserklärung war dem Angriff vorangegangen. Die erste militärische Operation des Zweiten Weltkrieges war ein Kriegsverbrechen.

In den ersten zweieinhalb Jahren dehnte die Wehrmacht den deutschen Herrschaftsbereich auf halb Europa aus, doch schon im zweiten Kriegsjahr brachten britische Bomber den Krieg zurück nach Deutschland. Mit jedem weiteren Jahr erweiterte die Royal Air Force ihren Einsatzradius, seit 1943 zusammen mit den United States Army Air Forces. Abgesehen von schweren Angriffen auf Leipzig 1943/44 blieb Sachsen vom Luftkrieg weitgehend verschont – bis zum 13. Februar 1945.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 wurden die Dresdner Innenstadt und angrenzende Viertel durch zwei Angriffswellen der Royal Air Force vollständig zerstört. Ein Flammenmeer verschlang Straßen und Häuser und die darin Schutz suchenden Menschen. Aus der Hitze entwickelte sich ein orkanartiger Feuersturm, der den Asphalt schmelzen ließ, Bäume entwurzelte und Mauern emporschleuderte. In den haus hohen Flammen verbrannten Menschen, viele erstickten in den Kellern, weil die Feuersbrunst der Luft den Sauerstoff entzog. 15 Quadratkilometer Stadtfläche brannten aus. Zwischen 19 000 und 25 000 Frauen, Männer³ und Kinder starben. Unbeschreiblich und unvorstellbar ist das Leid der Menschen in dieser Nacht. Unter den Überlebenden sind viele an Körper und Seele Schwerverletzte.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten viele Dresdnerinnen und Dresdner geglaubt, dass sie mit zunehmender Dauer des Krieges dem

¹ Zit. nach: Joachim Trenkner, Ziel vernichtet, in: Die Zeit vom 6.2.2003, www.zeit.de/2003/07/A-Wielun/komplettansicht (14.12.2015).

² Zit. nach: ebd.

³ An den Fronten des Zweiten Weltkrieges starben rund 30 000 Dresdner Soldaten. Vgl. Hermann Rahn, Zur Geschichte der Dresdner Garnison im Zweiten Weltkrieg 1939 bis 1945, in: Landeshauptstadt Dresden/Stadtmuseum Dresden (Hrsg.), Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit. Die Zerstörung Dresdens 1945, Begleitbuch zur Ausstellung des Stadtmuseums Dresden, Dresden 1995, S. 121–135, hier: S. 124.

Frieden näher wären als den Kampfhandlungen. Das Gegenteil war der Fall. Wehrmacht und Volkssturm bekämpften mit allen Mitteln den Friedensschluss in einem Krieg, den sie schon lange verloren hatten. Je länger sie das Ende hinauszögerten, desto totaler wurde die Niederlage. Mit jeder weiteren Woche und jedem zusätzlichen Tag vergrößerten die alliierten Bomberflotten die Ruinenflächen deutscher Städte. Im Untergangsszenario des „Dritten Reichs“ war das Inferno von Dresden nur eine weitere Kulisse.

Totaler Krieg

Nicht erst seit der Rede des NS-Propagandaministers Joseph Goebbels 1943 im Berliner Sportpalast anlässlich der verlorenen Schlacht von Stalingrad war der Zweite Weltkrieg ein „totaler Krieg“. Von Anfang an war die ganze Gesellschaft für den Krieg mobilisiert worden, standen sich die Volkswirtschaften der kämpfenden Staaten gegenüber, mit ihren Arbeitern, Unternehmern, Wissenschaftlern, Ärzten, Geistlichen und Landwirten.

Gleichzeitig geriet die Zivilgesellschaft in das Fadenkreuz des Militärs, weil sich viele Generalstabsleiter von der Bekämpfung der Bevölkerung eine größere Wirkung auf den Kriegsverlauf versprachen als von Offensiven an der Front. Bereits in einem Manöverbericht der Royal Air Force aus dem Jahr 1923 hatte man lesen können, dass der moderne Krieg „ein Wettkampf der Moral“ sei.¹⁴ in dem es darum gehen werde, die Arbeitskraft und den Durchhaltewillen der Bevölkerung zu treffen.

Auch wenn das *moral bombing* der Royal Air Force keine wahrnehmbare Wirkung auf den Kriegswillen der deutschen Bevölkerung hatte: Als Abnutzungskrieg führten die Tepichbombardements zu einer erheblichen Beeinträchtigung der deutschen Kriegsführung. So waren zwar 80 Prozent der Hamburger Industrieanlagen schon zweieinhalb Monate nach der verheerenden Bombardierung vom 25. Juli bis 3. August 1943 wieder funktionsfähig, aber infolge dieses Angriffs wurden 45 Prozent aller deutschen Jagdflugzeuge im

¹⁴ Zit. nach: Richard Overy, Der Bombenkrieg. Europa 1939–1945, Berlin 2014, S. 49.

Reich stationiert, die dann an der Front fehlten.¹⁵ Die Konsumgüterindustrie musste zu Lasten der Kriegsrüstung Hausrat für ausgebombte Familien herstellen, und durch den permanenten Alarmzustand in vielen Städten fielen ungleich mehr Arbeitsstunden in den Betrieben aus als aufgrund von Bombenschäden.¹⁶ Die Zerstörung von Arbeiterwohngebieten führte zu erheblichen Produktionseinbußen selbst bei Rüstungsbetrieben, die nicht von Gebäude- oder Maschinenschäden betroffen waren.¹⁷

Dresden wurde schließlich von der über Jahre perfektionierten Militärmaschinerie Großbritanniens getroffen, das einen aufgezwungenen Krieg führte, den das NS-Regime aus irrationalen und menschenverachtenden Gründen nicht beendete.¹⁸ Wenngleich das

¹⁵ Vgl. Horst Boog, Der anglo-amerikanische strategische Luftkrieg über Europa und die deutsche Luftverteidigung, in: ders./Werner Rahn et al. (Hrsg.), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 6: Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943, Stuttgart 1990, S. 429–565, hier: S. 449.

¹⁶ Was auch schon beim „Blitz“ gegen Großbritannien ein Problem war: „Die pauschale Auslösung des Fliegeralarms (rot) brachte bei Tag oder Nacht jede Arbeit zum Erliegen und warf die Kriegsproduktion erheblich zurück.“ Vgl. R. Overy (Anm. 4), S. 210.

¹⁷ „Unmittelbar vor dem 13. Februar gab es in den 5 Dresdner Betriebsteilen von Zeiß Ikon 10897 ‚produktiv Tätige‘. (...) In einem Betriebsbericht hieß es: ‚Wie festgestellt, haben im Februar 1945 durchschnittlich 7833 Lohnempfänger gefehlt. Hiervon hatten sich 5164 nicht gemeldet. Die restlichen 2669 hatten sich gemeldet, waren aber entweder wegen Fliegerschadens, langem Annmarschweg usw. beurlaubt oder krank.‘ Am 14. und 15. Februar waren alle 5 Dresdner Betriebsteile völlig stillgelegt. Auch Ende Februar arbeitete immer noch weniger als die Hälfte der Belegschaft. Das hatte enorme Auswirkungen auf die Rüstungsproduktion.“ Friedrich Reichert, Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit, in: Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit (Anm. 3), S. 40–62, hier: S. 60.

¹⁸ Dabei stand bereits 1935 in einer deutschen Fachpublikation: „Das Fehlen eines speziellen Luftkriegsrechts hat somit nicht nur einen hohen Grad von Unsicherheit über das Schicksal der Zivilbevölkerung zur Folge, sondern bewirkt sogar, daß diese faktisch im Ernstfall mehr oder minder vogelfrei ist. (...) Das ‚Terrorbombardement‘, das in einem Luftkrieg nach menschlichem Ermessen eine große Rolle spielen würde“, trafe die Zivilbevölkerung oder das private Eigentum ohne militärischen Charakter. Georg Herrmann, Völkerrechtliche Luftkriegsregeln und einzelstaatliche Luftschutznormen, in: Gasschutz und Luftschutz, 5 (1935) 2, S. 30f.

ungeheure Ausmaß der Zerstörung in Dresden, die nicht planbar gewesen war, entsprach es lehrbuchhaft den Vorstellungen von einem mustergültigen Angriff mit maximaler Schlagkraft. Ein Grund dafür war auch die Situation am Boden: Durch die Verlegung der deutschen Flugabwehrgeräte und der meisten Jagdmaschinen an die Front war Dresden der Bombardierung schutzlos ausgeliefert worden,¹⁹ paradoxe Weise nur wenige Wochen nachdem der Generalstabschef des deutschen Heeres die Stadt im Dezember 1944 zur militärischen Festung erklärt hatte. Eine für September 1944 geplante große Evakuierungsaktion Dresdner Kinder war ohne Angaben von Gründen ersatzlos gestrichen worden,²⁰ obwohl die britischen Flächenbombardements auf die deutsche Zivilbevölkerung zielten.

Wie liegt die Stadt so wüst

Unter den vielen Kindern, die bei den Luftangriffen auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 ums Leben kamen, waren auch elf Kreuzschüler. Rudolf Mauersberger, der Kantor des Dresdner Kreuzchores, hielt nach 1951 seine Erinnerungen in einem Bericht fest. „Als ich endlich zur Kreuzschule kam, war alles menschenleer und wie ausgestorben. Das Gebäude brannte noch. Man konnte sich nicht aufhalten, weil man dauernd mit schlimmster Atemnot kämpfen mußte (...). So eilte ich im Laufschritt wieder zurück, auf den Großen Garten zu. Ich erfuhr dann erst, daß der Alumneninspektor mit den Alumnen aus dem brennenden Haus in den Großen Garten geflüchtet war. Diese Maßnahme entsprach den allgemeinen, auch immer wieder durch den Rundfunk gekommenen Anweisungen und Aufforderungen. Auf der Tiergartenstr. schossen die Tiefflieger ebenfalls in die Menge, wobei der Alumneninspektor, Herr Studienrat Gebauer, schwer verwundet wurde, der Hausinspektor und ein dreizehnjähriger Junge aus dem Kreuzchor, der

neben Herrn Gebauer lag, getötet wurden. Die anderen Jungen sind unterwegs getötet worden, ein kleiner Zehnjähriger vor der Kreuzschule, drei noch im Haus durch Lungenriß und die übrigen, die nicht Alumnen waren, kamen in der elterlichen Wohnung mit ihren Angehörigen ums Leben.“²¹ Unter dem Eindruck der Bombardierung schrieb Mauersberger die Trauermotette „Wie liegt die Stadt so wüst“, die am 4. August 1945 uraufgeführt wurde und seither Teil der Dresdner Gedenkkultur ist.

Über keine andere zerstörte Stadt des Zweiten Weltkrieges ist so viel Fachliteratur und Belletristik publiziert worden wie über Dresden. Einer der auflagenstärksten Dresden-Romane wurde von Henri Coulonges verfasst und in der französischen Originalfassung 1979 veröffentlicht. Der deutsche Titel des Buches, „Dresden starb mit dir, Johanna“, nennt die Protagonistin der Handlung, ein zwölfjähriges Mädchen, dessen Schicksal mit dem der Kruzianer und ihrem Kantor eng verwoben ist. Sie sieht die Kruzianer und ihren Kantor zum ersten Mal im Großen Garten, dem historischen Stadtpark Dresdens, als Johanna von Tieffliegern angegriffen wird. „Die Flugzeuge kletterten kerzengerade in die Höhe, kippten dann über einen Flügel ab und kamen der Reihe nach im Sturzflug herunter. Die Feuerstöße schienen sich jetzt auf alles, was sich bewegte, zu richten. Salve auf Salve. Um besser sehen zu können, ging sie mitten auf die Fahrbahn, wieder beschattete sie die Augen mit der Hand. Und plötzlich erhob sich hinter ihr – unmittelbar hinter ihr, meinte sie – ein apokalyptisches Dröhnen. Instinktiv warf sie sich hinter die kleine Mauer. Die prasselnden Geschosse streiften sie fast, sie wurde mit Erdbrocken und Steinsplittern bedeckt, und das Krachen der Feuerstöße zerriß ihr buchstäblich das Trommelfell; ein riesiger Schatten strich über sie hin. (...) Zum ersten Mal in ihrem Leben empfand sie so etwas wie Haß gegen diesen namenlosen, gesichtslosen Feind, der

¹⁹ Die wenigen in Dresden-Klotzsche verbliebenen deutschen Nachtjäger erhielten während der zwei britischen Angriffswellen zur Verwunderung der Piloten keine Starterlaubnis.

²⁰ Vgl. Heidrun Reim, Zum Kriegsalldag in Dresden 1939 bis 1945, in: Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit (Anm. 3), S. 7–39, hier: S. 17.

²¹ Rudolf Mauersberger, Aufzeichnungen über persönliche Erinnerungen im Zusammenhang mit der Zerstörung Dresdens 13. Febr. 1945, in: Gorch Pieken/ Matthias Rogg/Ansgar Snethlage (Hrsg.), Schlachthof 5. Dresdens Zerstörung in literarischen Zeugnissen, Ausstellungskatalog des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr, Dresden 2015, S. 211–213, hier: S. 212.

im Dunkel der Nacht gekommen war, eine wehrlose Stadt zu morden und das Leben in ihr zu verwüsten.“¹²

Propaganda und Legenden

„Tiefflieger“ und der „Mord an einer wehrlosen Stadt“ sind nur zwei einer Reihe von Schlüsselbegriffen, die mit Dresden verbunden sind, seitdem Goebbels die Zerstörung Dresdens zu einem beispiellosen Kultur- und Humanitätsverbrechen der Alliierten erklärt hatte. Dabei sind auch Überlieferungen, die belegbar falsch sind oder deren Wahrheitsgehalt nicht beweisbar ist, zum Teil der kollektiven Erinnerung geworden. Die im März 1945 polizeiintern festgehaltene Zahl von rund 20000 Dresdner Bombenopfern etwa war durch das Hinzufügen einer Null manipuliert worden. Angeblich habe es 200 000 Tote gegeben: Auf diesen um das Zehnfache höheren Wert beriefen sich noch Jahrzehnte nach Kriegsende viele Autoren und viele Dresdner.

Und auch die „Tiefflieger“ tauchen in zahlreichen Erinnerungen und literarischen Verarbeitungen auf, obgleich es für sie keinen wissenschaftlich belegbaren Nachweis gibt. Rein technisch wären die britischen Bomber nicht in der Lage gewesen, im Sturzflug mit ihren Bordwaffen auf die Geflohenen im Großen Garten zu schießen. Zudem hätte der zu diesem Zeitpunkt wütende Feuersturm ein solches Manöver verhindert. Die amerikanischen Langstreckenjäger des Typs P-51 Mustang, die am 14. Februar den Tagangriff der United States Army Air Forces auf Dresden eskortierten, waren in Kämpfe mit deutschen Jagdflugzeugen verwickelt. Bei einem gegnerischen Angriff auf die eige-

¹² Henri Coulonges, Dresden starb mit dir, Johanna, Frankfurt/M. 1985, S. 91f. In der „Zeit“ wurde Coulonges gelobt, weil er ein Thema aufgegriffen habe, „das ihm, soweit er sah, einseitig dargestellt schien: In einem Millionenvolk, das die Naziverbrechen zu seiner Geschichte zählt, mußte es Millionen von Schuldigen geben – und Millionen von Unschuldigen.“ Coulonges wollte die deutsche Tragödie aufzeichnen, gesehen, erlitten, begriffen mit den Sinnen eines Kindes. Das zwölfjährige Mädchen Johanna erlebt diese Geschichte, die Geschichte eines deutschen Untergangs, stellvertretend für die Millionen Unschuldiger.“ Ruth Henry, Ein Abschied, in: Die Zeit vom 22.2.1985, www.zeit.de/1985/09/ein-abschied (14.12.2015).

nen Bomber war es den Jägern verboten, den Verband zu verlassen und etwa Bodenziele zu bekämpfen. Gegen einen erneuten Anflug der Jäger nach der Bombardierung sprechen der knappe Benzinvorrat in den Flugzeugtanks und die rasche Entwarnung vom Mittag des 14. Februar im Luftraum um Dresden.

Einige Dresden-Legenden streute das NS-Propagandaministerium gezielt. Die Legende aber, die Royal Air Force habe Phosphorbomben abgeworfen, war keinesfalls im Sinne der Propaganda. Phosphor wurde von den Alliierten nicht als Brand-, sondern lediglich als Zündmittel eingesetzt. Es war für die deutsche Regierung wichtig, zu versuchen, die Gerüchte von reinen Phosphorbomben zu zerstreuen. Denn Phosphor entzündet sich in Kontakt mit Sauerstoff immer wieder selbst, Löschversuche sind dann vergeblich. Das Gerücht von Phosphorbomben konnte die Bevölkerung dazu verleiten, das Löschen von vornherein zu unterlassen.

Eine von der Stadt Dresden 2004 berufene Historikerkommission konnte keine Beweise für die Verwendung von Phosphorbomben oder den Einsatz von Tieffliegern finden.¹³ Und bei der Frage nach der Zahl der Opfer, die seit ihrer Fälschung durch NS-Stellen in verschiedenen Abänderungen durch die Literatur und die Stadt geisterte, kam die Kommission zu einem ähnlichen Ergebnis wie die Dresdner Polizei im März 1945.

1993 waren im Stadtarchiv Akten des Bestattungsamtes entdeckt worden, denen zu folge zwischen dem 18. Februar und dem 17. April 1945 rund 19 000 Tote beigesetzt worden waren. Anhand von Sterbebüchern und Todesmeldungen aus Dresden und Schlesien konnte statistisch nachgewiesen werden, dass die Zahl der Flüchtlinge in der Stadt wesentlich geringer gewesen sein muss, als zuweilen behauptet wird. Die Annahme, Zehntausende Menschen seien aufgrund von Temperaturen von bis zu 2000 °C rückstandslos verbrannt, konnte durch die Auswertung archäologischer Befunde und durch Brandgutachten widerlegt werden.

¹³ Vgl. Landeshauptstadt Dresden, Abschlussbericht der Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945, Dresden 2010, www.dresden.de/historikerkommision (14.12.2015).

Der im Jahr 2010 vorgelegte Abschlussbericht der Historikerkommission kommt zu dem Ergebnis, dass bei der Bombardierung Dresdens bis zu 25 000 Menschen ums Leben kamen.

The Benchmark

Ungeachtet oder gerade wegen des Berichts ist die Diskussion um die Höhe der Opferzahlen in Dresden nicht abgeflaut. Es gibt Dresdner, die im Kommissionsbericht einen Angriff auf ihre Identität sehen. Denn wie keine andere deutsche Stadt beruht Dresdens Selbstverständnis auf den Erfahrungen und Folgen des Bombenkrieges. Dresden reklamiert für sich, gleichsam als Synonym für Zerstörung und schuldlos erlittenes Leid zu gelten. Für diese Wahrnehmung haben die Opferzahlen eine zentrale Bedeutung, ihre Höhe hat Einfluss auf den Status von Dresden als Benchmark für kriegszerstörte Städte nicht nur des 20., sondern auch des 21. Jahrhunderts. Denn auch in späteren bewaffneten Auseinandersetzungen wurden und werden verheerte Städte überall auf der Welt mit „Dresden 45“ verglichen oder gleichgesetzt.¹⁴

Dieses seit Jahrzehnten gebräuchliche Bild von der „Opferstadt“, das auch die DDR propagandistisch einsetzte, nutzen heutige Neonazis in ganz Deutschland für ihre politischen Argumentationen und Demonstrationen. Seit 1998 versuchen Rechtsextreme, ihre Slogans zu verbreiten, indem sie sich bei Gedenkveranstaltungen unter die Dresdner mischen. Im Jahr 2000 organisierte die Junge Landsmannschaft Ost erstmals einen nächtlichen „Trauermarsch“ unter dem Motto „Ehre den Toten des Bombenterrors“, dem sich 500 Personen anschlossen. Seit 2005 werden die „Trauermärsche“ von der rechtsextremen NPD organisiert. Im selben Jahr verzeichnete die Demonstration mit 6500 Marschierern die höchste Teilnehmerzahl. Wenige Wochen zuvor hatte die NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag die Zerstörung Dresdens als „Bombenholocaust“ bezeichnet und damit den Angriff auf die Stadt mit dem Völkermord an sechs Millionen Europäern jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft gleichgesetzt. In den Folgejahren

wuchs der Widerstand gegen die Neonazis stetig an.

Seit Oktober 2009 ist das Bündnis „Nazifrei – Dresden stellt sich quer“ der Hauptorganisator von Demonstrationen gegen die „Trauermärsche“ der NPD. Seit 2010 folgen jährlich etwa 10000 Menschen dem Aufruf eines breiten Bündnisses aus Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Stadtverwaltung und weiteren zivilgesellschaftlichen Gruppen und schirmen am Abend des 13. Februar mit einer Menschenkette die innere Altstadt ab, um Dresden, so die damalige Oberbürgermeisterin Helma Orosz, „zu einer Festung gegen Intoleranz und Dummheit“ zu machen. Proteste und Sitzblockaden auf dem Weg der Rechtsextremen führten mehrmals dazu, dass diese nicht oder nur sehr eingeschränkt marschieren konnten. Es haben sich zudem zahlreiche Bürgerinitiativen und Arbeitsgruppen gebildet, die sich mit der Geschichte ihrer Stadt auseinandersetzen und die Diskussion mit der breiten Öffentlichkeit suchen. Als Reaktion auf die NPD-Demonstrationen hat sich in Dresden somit eine kritische Erinnerungs- und Forschungskultur entwickelt, so vielfältig und kreativ wie in keiner anderen deutschen Stadt. Auch das ist Dresden.¹⁵

Täterspuren

Seit 2011 erinnert der „Mahngang Täterspuren“ an die Geschichte der Stadt im Nationalsozialismus, an die Bücherverbrennung von

¹⁴ Vgl. Heidrun Hannusch, Like Dresden, in: Schlachthof 5 (Anm. 11), S. 105–113.

¹⁵ Dennoch weist das Meinungsbild innerhalb der Stadtbevölkerung eine geringere Aufgeschlossenheit gegenüber aktuellen Forschungsergebnissen aus als etwa in Hamburg: „Die Unterschiede zwischen den beiden Städten sind frappierend, obwohl beide von einem Feuersturm zerfressen wurden und sich die Zahl der Opfer gemessen an der Bevölkerung in ähnlichen Dimensionen bewegt. In Dresden wurden und werden, ganz in der Tradition der NS- und der anschließenden SED-Propaganda, die Westalliierten für „die sinnlosen Terrorangriffe“ verantwortlich gemacht (...), während im Falle Hamburgs das „strategische Gewicht der Stadt kaum infrage gestellt“ wurde. In Dresden spielt zugleich die Erinnerung an das Bombardement eine viel größere Rolle als im mindestens genauso hart getroffenen Hamburg.“ Sven Felix Kellermann, Wie der Feuersturm über Generationen weiterwirkt, in: Die Welt vom 22. 7. 2013, www.welt.de/article118214398 (14. 12. 2015).

1933, den Novemberpogrom und die brennenden Synagogen von 1938, an Berufsverbote und „Arisierungen“, an die bedeutende Rüstungsindustrie Dresdens, an die Überfälle der Wehrmacht auf die europäischen Nachbarstaaten und die Hinrichtung von rund 1300 politischen Häftlingen in Dresden sowie den Staatsterror gegen Tausende ideologisch verfolgter Dresdnerinnen und Dresdner. Denn Dresden war im Februar 1945 längst nicht mehr – wie die NS-Propaganda vorgab – die weltberühmte Kunstmetropole der Vorkriegszeit und Hort europäischer Kultur, die ihre „Unschuld“ bewahrt hätte.

Im übertragenen Sinne war die „Kulturstadt Dresden“ bereits seit 1933 zerstört, waren ihre Gebäude von innen her ausgehöhlt worden, sodass man nur noch die Fassade aufrechterhielt. Denn die Schauspieler, Sänger, Tänzer, Musiker, Regisseure und Bühnentechniker, Schriftsteller, Journalisten, Verleger, Universitätsdozenten, bildenden Künstler, Kuratoren, Galeristen und Impresarios, die aus „rassischen“, politischen oder geschlechtsspezifischen Gründen erst ausgesperrt und dann verfolgt wurden, hatten einen entscheidenden Anteil am guten Ruf und Ruhm der Stadt als bedeutende Kulturstadt Europas gehabt. Sie hatten ihren Beitrag in den Avantgarde-Labors der Stadt geleistet und die berühmten Repräsentationsbauten Dresdens mit Leben gefüllt. Der Verlust an Kreativität, schöpferischen Impulsen und Anziehungskraft, die den Bauwerken erst ihren Sinn gaben, ist noch heute spürbar.

Die Shoah war in der Stadt Dresden in Gestalt der geschundenen und vom Tode gezeichneten jüdischen Zwangsarbeiter sichtbar. Und mit der Erfahrung und den Techniken der Vernichtungslager wurden auf dem Dresdner Altmarkt die Toten der alliierten Bomberangriffe verbrannt.¹¹⁶ Viele Zwangsarbeiter mussten bei der Bergung der Leichen helfen oder Schutt beseitigen, bevor

¹¹⁶ Vgl. Frederick Taylor, Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945, München 2004, S. 385; Olaf Groehler, Bombenkrieg gegen Deutschland, Berlin 1990, S. 412; Ino Arndt/Wolfgang Scheffler, Organisierter Massenmord an Juden in nationalsozialistischen Vernichtungslagern, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans Adolf Jacobson (Hrsg.), Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945, Düsseldorf 1983, S. 539–571, hier: S. 562f.

sie in sogenannten Todesmärschen aus der Stadt geführt wurden.¹¹⁷ Diese hatten kein eindeutiges Ziel; einerseits sollten Beweise und Zeugen beseitigt werden, andererseits waren die Menschen eine Art Faustpfand gegenüber den westlichen Alliierten, mit denen der Reichsführer SS Heinrich Himmler Verhandlungen anstrebte. Ungeachtet dessen wurden Tausende in den Marschkolonnen ermordet, auch von Angehörigen des Volkssturms und der Zivilbevölkerung. Sie töteten Menschen, die geschwächt zurückblieben oder geflüchtet und gestellt worden waren. Regelrechte Treibjagden auf geflohene Lagerhäftlinge und Zwangsarbeiter fanden statt, um mit aller Brutalität und Erbarmungslosigkeit zu verhindern, dass diese Menschen das nahe Kriegsende erleben und damit scheinbar über ihre Peiniger obsiegen konnten. An diesen „Torschlussmorden“¹¹⁸ beteiligten sich nicht nur Polizisten, Bürgermeister, Kreisbauernführer und andere Einwohner von kleinen und großen Ortschaften, sondern selbst Jugendliche und Kinder.¹¹⁹

Als der ausgebombte Polizeibeamte Franz Harry Schnaubelt am 16. oder 17. Februar 1945 vom Dresdner Stadtrand kommend zu seinem zerstörten Haus in die Innenstadt ging, bemerkte er in seiner Straße zwei Männer und eine Frau, die aus einem Keller stiegen. Sie trugen Koffer mit Adressaufklebern des Nachbarhauses und waren Ausländer. Obgleich die Frau den Polizeibeamten flehentlich bat, sie laufen zu lassen, fesselte er die beiden Männer. Der Frau gab er zu verstehen, dass sie gehen könne, doch sie blieb bei ihren Freunden. Zwischenzeitlich hatte sich eine aufgebrachte Menschenmenge um die kleine Gruppe versammelt, vor allem Frauen bewarfen die drei Fremden mit Steinen. Von

¹¹⁷ Vgl. Todesmarsch von Ruth Alton und von Josef Salomonovic, in: Gorch Pieken/Matthias Rogg (Hrsg.), Schuhe von Toten. Dresden und die Shoah, Ausstellungskatalog des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr, Dresden 2014, S. 232–235, S. 226–231.

¹¹⁸ Gerhard Paul, Staatlicher Terror und gesellschaftliche Verrohung. Die Gestapo in Schleswig-Holstein, Hamburg 1996, S. 126.

¹¹⁹ Selbst 8- und 9-jährige Kinder und 14-jährige Jugendliche waren an Morden beteiligt, wie beispielsweise am 17. Februar 1945 in Herzogswalde (heute Ortsteil von Wilsdruff) in der Sächsischen Schweiz. Vgl. Sven Keller, Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013, S. 161f.

Gerhard Richter, „Bridge 14 FEB 45“ (2002)



© Atelier Richter, Köln

einem zufällig vorbeikommenden Feldwebel erhielt Schnaubelt sechs Patronen für seine ungeladene Dienstwaffe. Daraufhin schoss er auf seine am Boden sitzenden Gefangenen. Da sie noch atmeten, wurden sie von den Umstehenden gesteinigt.¹²⁰

¹²⁰ Ebd., S. 290.

Bridge 14 FEB 45

Einigen wenigen Dresdnern und Zwangsarbeitern jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens rettete die Zerstörung Dresdens – als unbeabsichtigter Kollateralschaden der alliierten Bombardements – das Leben. Im Chaos des Durcheinanders konnten sie flie-

hen und sich bis zum Kriegsende verstecken. Die Bomber am Himmel hatten sie als Freunde begrüßt – so sehnte sich der 17-jährige Roman Halter danach, „in einem dieser Flugzeuge zu sein und in die Freiheit zu fliegen“.²¹

Die britischen Bomber-Besatzungen des Dresden-Angriffs mussten nur vier Stunden nach ihrer Rückkehr auf ihre englischen Heimatbasen am Abend des 14. Februar 1945 zum nächsten Angriff aufsteigen: Bestimmungsort Chemnitz.

Der in Dresden geborene Künstler Gerhard Richter schuf im Jahr 2002 eine irritierende Fotoarbeit mit dem Titel „Bridge 14 FEB 45“: Es zeigt ein Überflugbild einer Stadt, die von unzählbar vielen Bombenkratern zerfurcht ist. Doch es handelt sich um Köln, nicht um Dresden. An diesem einschneidenden Datum der Dresdner Geschichte wurde nicht nur die Stadt an der Elbe angegriffen. Während Dresden im gesamten Zweiten Weltkrieg acht Luftangriffe zählte, waren es in Köln 262. Dabei wurden 25 000 Kölnerinnen und Kölner getötet. 2000 Stunden lang befand sich die Stadt im Alarmzustand. Am Ende des Krieges waren 90 Prozent der historischen Innenstadt zerbombt, statt zuvor 770 000 Einwohner hatte Köln 1945 nur noch 20 000. Während die Domstadt bis in den Grund zerstört und nahezu unbewohnbar wurde, lebten in Dresden im April 1945, also rund zwei Monate nach den Bombardierungen, noch rund 368 000 Menschen. Ende 1944 waren es rund 566 000 Einwohner gewesen.¹²² Laut Tagesbefehl Nr. 47 wurden 13 341 Dresdner Wohngebäude völlig zerstört beziehungsweise schwer beschädigt, was einem Anteil von 36 Prozent entspricht. Doch im kollektiven Gedächtnis der Deutschen ist Köln nach wie vor die Stadt der großen mittelalterlichen Kirchen, während Dresden als Symbol für das Zerstörungspotenzial des Zweiten Weltkrieges gilt.

²¹ Romans Reise durch die Nacht, Bericht eines Überlebenden, in: Schlachthof 5 (Anm. 11), S. 315.

¹²² Die Zahlen beziehen sich nur auf die Stadtbevölkerung, geben also keine Auskunft über Flüchtlinge, Gefangene, Zwangsarbeiter, Reisende u. a. m.

Hans Vorländer

Zerrissene Stadt: Kulturkampf in Dresden

Jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, aber nicht jede Stadt hat eine so ausgeprägte Eigengeschichte wie Dresden. Eigengeschichten werden geschaffen, sie werden erzählt, zu Mythen verdichtet. Sie geben Orientierung, vermitteln einer Bürgerschaft das Gefühl der Zugehörigkeit, erzeugen Identität. Von außen gesehen ist die Geschichte einer Stadt eher eine Erzählung ihrer Brüche, Veränderungen, Transformationen, vielleicht auch die Beschreibung eines Kerns gemeinsamer, über Jahre oder Jahrzehnte überliefelter Überzeugungen, Einstellungen und Vorstellungen ihrer Bürgerinnen und Bürger. Eigen- und Fremdbeschreibung aber sind selten identisch, vor allem nicht aus der Distanz des Beobachters. Aber auch das könnte im Fall Dresdens anders sein.

Hans Vorländer
Dr. phil., geb. 1954; Professor für Politikwissenschaft, Inhaber des Lehrstuhls für politische Theorie und Ideengeschichte an der Technischen Universität Dresden, 01062 Dresden.
hans.vorlaender@tu-dresden.de

Dresden lebt von der Erinnerung an den vergangenen Glanz höfischer Prachtentfaltung, von der von Bernardo Bellotto (Canalotto) gemalten barocken Stadtsilhouette und vom Ruhm bedeutender Kunstsammlungen und herausragender Leistungen in der Musik- und Operngeschichte. Doch Mythen haben nicht nur heroische Seiten, sie gewinnen an magischer Kraft, wenn sie die Geschichten von Niedergang und Wiederaufstieg zu erzählen wissen. Dresdens Zerstörung am 13. und 14. Februar 1945 ist der eine Teil einer solchen Geschichte, der Wiederaufbau des historischen Zentrums nach 1990 der andere. Eingefügt wurde der erinnernden Erzählung auch die – bereits von den Nationalsozialisten propagierte, dann von den Kommunisten fortgeschriebene, vom Stadtbürgertum lange Zeit übernommene – Legende vom „sinnlosen“ Opfer, das Dresden kurz vor dem Ende

des Zweiten Weltkrieges erbrachte, welches berechtigt, Wiedergutmachung, in diesem Fall: historisch getreue städtebauliche Rekonstruktion zu erlangen.¹

Entzauberung eines Mythos

Das „Alte Dresden“, wie es Fritz Löffler, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, in seinem 1955 erstmalig erschienenen, seitdem zur Pflichtlektüre eines Dresdnern gehörenden gleichnamigen Buch wieder hat entstehen lassen, war lange Zeit der Fluchtpunkt kollektiver Imagination, einer Traumwelt des Schönen und Erhabenen, des Authentischen und Auratischen, der mythische Gegenentwurf zu den Verheerungen des Krieges und den Zumutungen des DDR-Regimes, das aus Dresden eine Musterstadt des Sozialismus zu machen beabsichtigte. Das Phantasma des alten Dresden erzeugte einen Vorstellungsräum von Selbstverständigung und Selbstbehauptung, in dem die Reste des Dresdner Bürgertums seine spezifische Lebensweise auch im Arbeiter- und Bauernstaat der DDR konservieren konnten. So war es möglich, sich als Dresdner Bürger und keineswegs als DDR-Bürger zu verstehen – wie der ehemalige sächsische Justizminister und kurzzeitige Kandidat Helmut Kohls für die Bundespräsidentschaft, Steffen Heitmann, rückblickend befand. Dass derselbe Dresdner Bürger nun, am Ende des Jahres 2015, die Zuwanderung von Flüchtlingen und Migranten zum Anlass genommen hat, aus seiner Partei, der seit 1990 die Geschicke des Landes Sachsen lenkenden CDU, auszutreten und dies mit der Begründung versah „Ich habe mich noch nie – nicht einmal in der DDR – so fremd in meinem Land gefühlt“,² erscheint dann nicht als bloßer Zufall, sondern als Ausdruck einer besonderen Dresdner Befindlichkeit.

Nun ist dies gewiss nicht die einzige Irritation, die Dresden derzeit vermittelt. Seit über einem Jahr treffen sich allwöchentlich Tau-

¹ Vgl. Karl-Siebert Rehberg, Dresden als Raum des Imaginären, „Eigengeschichte“ und Mythenbildung als Quelle städtischer Identitätskonstruktionen, in: ders., Symbolische Ordnungen, hrsg. v. Hans Vorländer, Baden-Baden 2014, S. 455–466. Siehe hierzu auch den Beitrag von Gorch Pieken in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

² Zit. nach: Steffen Heitmann verlässt CDU, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3.12.2015, S. 4.

sende von Bürgern auf den Straßen und ikonischen Plätzen der Stadt, um gegen die vermeintliche „Islamisierung des Abendlandes“ zu demonstrieren. Sie skandieren schrille Slogans und hören Rednern auf den Kundgebungen zu, die ihrem Hass auf Flüchtlinge und Migranten ebenso freien rhetorischen Lauf lassen, wie sie gegen „die Politiker“ und „die Medien“ als „Volksverräter“ und „Lügenpresse“ hetzen. Pegida, als eine Bewegung „patriotischer Europäer“ im Oktober 2014 in Dresden von einem Kreis über die sozialen Medien miteinander vernetzter Freunde und Bekannte begründet, hat dunkle Flecken auf das Bild einer ostdeutschen Stadt gelegt, welche ökonomischen Aufschwung und wissenschaftliche Exzellenz, soziale und politische Stabilität, landschaftliche Schönheit und kulturellen Glanz in vorbildlicher und vor allem erfolgreicher Weise miteinander zu vereinbaren schien. 25 Jahre nach der Wiedervereinigung sieht nun aber alles ganz anders aus. Die „Abendspaziergänge“ von Pegida haben Befürchtungen reifen lassen, dass Ausländerfeindlichkeit und islamkritische Einstellungen verbreiteter sind als im übrigen Bundesgebiet und Dresden zum Hort einer rechtspopulistischen Bewegung werden könnte.

Doch hat das Bild auch andere Facetten: In der Stadt haben sich viele Initiativen gebildet und in der Hoffnung zusammengefunden, Zeichen eines weltoffenen und toleranten Dresdens setzen zu können. Auch fanden wöchentliche Gegendemonstrationen statt, wobei es den Organisatoren jedoch zu keinem Zeitpunkt gelang, Pegida zahlenmäßig zu übertreffen und in ähnlich kontinuierlicher Weise eine hohe Teilnehmerschaft zu mobilisieren. Allein zwei Großveranstaltungen im Januar 2015 vermochten mehr als 20000 Besucher anzuziehen. Früh schon hatte sich die Landeszentrale für politische Bildung unter ihrem Leiter Frank Richter bemüht, die Situation durch Gesprächsangebote an Pegida-Anhänger und Gegner zu entspannen. Die gleiche Absicht verband auch eine von einem Verein initiierte „Bürgerkonferenz“ sowie vier von der sächsischen Staatskanzlei und der Landeshauptstadt organisierte „Dialogforen“ unter dem Titel „Miteinander in Sachsen“. Darüber hinaus gab es zahlreiche weitere Veranstaltungen, unter anderem von Angehörigen der Universität. Doch haben diese Initiativen die Blockaden nicht aufzulösen vermocht. Die

Stadt und ihre Bürgerschaft sind nach wie vor gespalten, zerrissen und ratlos, wie sie mit der Situation umgehen sollen.

Fremd(e) in der eigenen Stadt

Offensichtlich haben sich in Dresden gesellschaftliche Teilkulturen herausgebildet, in denen die vergangenen Jahrzehnte in sehr unterschiedlicher Weise erlebt und wahrgenommen wurden und die auf neue Entwicklungen deshalb jeweils anders reagieren. Lange Zeit sind sie durch die gemeinsamen, immer wieder auch politisch beschworenen geschichtlichen Erinnerungsbestände und durch das Versprechen blühender Stadtlandschaften zusammengehalten worden. Der rapide Wandel seit der deutschen Einheit und die unmittelbare Erfahrbarkeit globaler Entwicklungen – wie der Zunahme der Migrationsbewegungen – direkt vor der eigenen Tür haben überkommene, auf das „Dresdner Biotop“ bezogene Narrative infrage gestellt, ohne dass die Stadt bislang zu einer neuen Vision gefunden hätte. So wird auf der einen Seite ein besonderer Dresdner *way of life* gegen eine neue, fremd und unbegreifbar gewordene Welt persönlicher und globaler Zumutungen verteidigt, während auf der anderen Seite eine weltoffene und tolerante Stadtgesellschaft anvisiert wird, die sich der Herausforderungen und Chancen einer globalisierten Welt annimmt. Die Lager verstehen sich wechselseitig nicht, weshalb die Stadt sich selbst fremd geworden ist.

Der aus Dresden stammende Lyriker Durs Grünbein hat anlässlich der Beobachtung einer Demonstration von Pegida festgestellt, dass Dresden „seit 1989 nicht mehr gelüftet worden“ sei.¹³ Das Urteil ist hart und fängt pointiert Dresdner Selbstbezüglichkeit und Selbstverliebtheit ein. Es verkennt aber, dass sich in 25 Jahren ein enormer Wandel vollzogen hat, in dessen Folge anscheinend Spannungen und Verwerfungen entstanden, die lange Zeit unsichtbar geblieben, jetzt aber aufgebrochen sind und als eine Art Kulturmampf, eine Auseinandersetzung um das, was Dresdens Tradition und Identität ausmacht, ausgetragen werden. Dabei geht es einmal um die Bewältigung der Veränderungen, die Dresden auf dem Weg zu einer (Elb-)

Metropole modernen Zuschnitts erfährt und die sich jetzt brennpunktartig in der Flüchtlingskrise zu bündeln scheinen. Ein ausgeprägter Dresdner Traditionalismus, der von einem ebenso mächtigen Lokalpatriotismus, dem Stolz auf die schöne Heimat mit der großen Vergangenheit, unterfüttert wird, stößt auf eine neue Vielfalt an Menschen, Herkünften, Lebensweisen und Wertvorstellungen und erzeugt angesichts dieser Differenzerfahrungen verstörende soziale wie öffentliche Irritationen.

Dresden durchlebt einen raschen Prozess erneuter „nachholender“ Urbanisierung, der dort anknüpft, wo es in der Wende vom 19. ins 20. Jahrhunderts angesetzt hatte und mit der die damals sechstgrößte deutsche Stadt zu einer ökonomisch prosperierenden und einer der reichsten Metropolen Deutschlands wurde. Zugleich gehörte Dresden mit der ihm eigenen Mischung aus Tradition, landschaftlicher Schönheit und künstlerischer Vorreiterschaft – vom Tanz über die Malerei von „Brücke“ und „Neuer Sachlichkeit“ bis hin zu neuen Formen des aus der Lebensreformbewegung erwachsenen Städtebaus – zur kulturellen Avantgarde. Dieser Prozess wurde durch zwei Diktaturen eingefroren, ja – nimmt man die Versuche einer sozialistischen Moderne einmal aus – jäh abgebrochen.

Die gegenwärtigen Umbrüche und die mit ihnen einhergehenden neuen Erfahrungen starker Pluralisierung sozialer, kultureller, ökonomischer und räumlicher Bezüge erfordern Strategien wechselseitiger Anerkennung und die Einübung von Toleranzpraktiken sowie des Aushaltens von Spannungen und der zivilen Bearbeitung von Konflikten innerhalb der Stadtgesellschaft. Das, was eine Stadt zu einer modernen Stadt macht, nämlich Vielfalt, Ungleichzeitigkeiten, Ungleichheiten und Ungleichartigkeiten, scheinen indes in Dresden in besonderer Weise auf die Widerstände milieugeprägter traditionaler Homogenitätserwartungen zu stoßen. Diese hängen zum Teil aus DDR-Zeiten über, zu einem anderen Teil sind sie durch die Entwicklungen der vergangenen 25 Jahre enttäuscht worden. Sie kristallisieren sich in Vorstellungen soziokultureller Geschlossenheit, sozioökonomischer Gleichheit und übergreifenden politischen Konsenses aus, deren faktische Grundlagen zunehmend als prekär erfahren werden.

¹³ Zit. nach: Hilmar Klute, Heimatabend, in: Süddeutsche Zeitung vom 28.10.2015, S. 3.

„Süße Krankheit Gestern“ – Traditionalisten und Modernisierer

Anders als in anderen ostdeutschen Städten konnte in Dresden zur Zeit der DDR ein ausgeprägtes „Nischenbürgertum“ fortexistieren. Dieses hatte sich in Kunst, Musik und Wiederherstellung barocker Stadtschönheit seine die DDR-Realität transzendierenden Fluchtpunkte geschaffen und ist später von Uwe Tellkamp literarisch verewigt und wegen seiner abgeschotteten, bürgerlichen Lebensweise an und auf den Elbhängen metaphorisch „Turm“ genannt worden.¹⁴ Nach den revolutionären Ereignissen des Herbstes 1989 gingen aus diesem Milieu sehr bald Initiativen zur Rekonstruktion des 1945 zerstörten Zentrums der Stadt hervor, vor allem zugunsten der den Dresdner Bürgerstolz symbolisierenden Frauenkirche und des sie umgebenden Neumarktes. Dass mit der Wiedergewinnung des historischen Mittelpunktes der Stadt zugleich die Wunden der Vergangenheit heilen, Dresden also wieder zu sich finden sollte, war genauso fester Bestandteil der damit verbundenen Vorstellungen wie die Absicht, mit der Frauenkirche einen zentralen Ort der Versöhnung, der Völkerverständigung und des Friedens zu etablieren. In der Tat vermochte der aus zivilgesellschaftlicher Initiative hervorgegangene und ganz überwiegend durch Spenden aus dem In- und Ausland finanzierte Wiederaufbau diesen Erwartungen voll und ganz gerecht zu werden, zumal der neu eröffnete Sakralbau rasch zu einem Magnet internationaler, medialer und auch touristischer Aufmerksamkeit wurde.

Mit der Restituiierung des alten Dresden ging zugleich eine Öffnung einher, die auf die Anziehungskräfte einer internationalen Metropole, auf Lebensqualität, attraktive Arbeitsplätze und ein urbanes Flair gerichtet war. Die auf Wissenschaft und Technologie basierende Transformation der ökonomischen Strukturen konnte einerseits auf die bereits

bestehenden, jedoch zu modernisierenden Infrastrukturen und die in Dresden ausgebildete technische Intelligenz zurückgreifen, machte andererseits aber die Ansiedlung neuer Industrien, vor allem im Mikrotechnologiebereich, und Forschungseinrichtungen genauso notwendig wie den Zuzug von Menschen, die über hohes ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital verfügen. Damit etablierte sich ein neues, internationalisiertes Milieu zugezogener Bürger, welches durchaus den sich in Architekturen, Villen und Barockgärten manifestierenden Repräsentationsgestus großbürgerlicher Provenienz genauso zu schätzen weiß wie die vielfältigen Angebote von Kultur und Landschaft, Kunst und Musik. So sehr sich aber die Neubürger auch mit dem Dresdner Traditionalismus akkomodierten, ja in ihm auch ein anziehendes Alleinstellungsmerkmal erblickten, so blieb für sie der Referenzpunkt städtischer Identität und bürgerlichen Handelns keineswegs allein die Vervollkommnung rekonstruierter städtischer und kultureller Vergangenheiten.

Obwohl es zwischen einem mit der Metapher „Turm“ bezeichneten Alt-Dresdner und einem mit dem – etwas plakativen – Etikett „Modernisierer“ charakterisierten Neu-Dresdner Milieu vielfältige Gemeinsamkeiten gibt, so gibt es auch kulturelle Unterschiede, die sich in differierenden Welt- und Gesellschaftsbildern manifestieren: hier die Vorstellung einer sich aus Geschichte und landsmannschaftlicher Verbundenheit herleitenden sozialen und kulturellen Homogenität, dort das Leben in globalen und multikulturellen Bezügen, die sich bisweilen bis zu Formen spannungsgeladener, auch ethnischer und religiöser Verschiedenartigkeit auszudehnen vermögen. Wo die einen die Tradition als Quelle ihrer kollektiven, sächsischen und Dresdner Identität zu behaupten suchen, sehen die „Modernisierer“ in den Veränderungen auch die Chance, Dresden und Sachsen zu öffnen und sozial und kulturell im Sinne eines „weltoffenen Dresdens“ zu internationalisieren.

¹⁴ So schrieb er: „Dresden ... in den Musennestern/wohnt die süße Krankheit Gestern.“ Uwe Tellkamp, Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land, Frankfurt/M. 2008, S. 11. Für weitere literarische Beschreibungen der vielen scheinbar aus der Zeit gefallenen, weltverlorenen sozialen Biotope Dresdens vgl. zuletzt Durs Grünbein, Die Jahre im Zoo, Berlin 2015. Die Erschütterung, die folgte, beschreibt jetzt Peter Richter, 89/90, München 2015.

Dies stößt indes auf die Skepsis der Bewahrer, die glauben, in der jüngeren Vergangenheit bereits alle überhaupt denkbaren Veränderungen erfolgreich bewältigt zu haben und dennoch mit der Wiederherstellung des alten Dresden die neu-alte Heimat und Identität realisiert zu haben. Dabei werden dann die aktuellen Folgen von Globalisierung, von

„ökonomisierter“, beschleunigter Lebensweise, von islamistischem Terror und von großen Migrations- und Flüchtlingsbewegungen so interpretiert, dass sie den Zustand von Normalität, Stabilität und Sekurität bedrohen, der sich nach den tief greifenden erwerbsbiografischen, sozioökonomischen und demografischen Umbrüchen der Nachwendezeit gerade erst wieder eingestellt hatte. Unübersichtlichkeit und Ungewissheit der bis in den Nahbereich sicht- und spürbaren weltpolitischen Entwicklungen haben erneut ein Gefühl des Ausgeliefertseins an übergeordnete Mächte erzeugt, die zu überwinden man 1989 auf die Straße gegangen war. Zugespitzt formuliert, fühlen viele sich um die Früchte der Friedlichen Revolution betrogen.

Auch hatte sich das traditionalistische Alt-Dresdner Milieu lange Zeit nicht des Gefühls einer teilweisen „kulturellen Enteignung“ durch die aus Westdeutschland zugezogene neue Elite in Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Kultur erwehren können. Die Zugezogenen forderten den exklusiven Deutungsanspruch der Autochthonen über das, was Dresden ist und ausmacht, und wohin es sich entwickeln soll, heraus und begannen nun ihrerseits über die Zukunft Dresdens mitzubestimmen. Diese Ost-West-Spannungslage blieb immer latent, sie erzeugte in den öffentlichen Diskussionen um Kunst, Kultur, Ästhetik und Stadtrekonstruktion ein deutlich vernehmbares Hintergrundrauschen.¹⁵

Kollektive Wut und rituelle Gemeinschaftsstiftung

Auch bei Pegida spiegeln sich Ost-West-Verwerfungen wider, die so bislang kaum sichtbar geworden sind. Vor allem manifestieren sie sich in einer artikulierten Unzufriedenheit, in Teilen sogar in der Ablehnung der in Deutschland praktizierten Demokratie. Teilnehmer von Pegida-Demonstrationen fühlen sich in der medial vermittelten Diskussions-

¹⁵ Etwa in den Diskussionen um die Rekonstruktion des Neumarktes an der Frauenkirche, um den Bau der „Waldschlösschenbrücke“ und den Entzug des UNESCO-Welterbetitels oder um den Umgang mit dem „13. Februar“, dem Gedenken an die Zerstörung Dresdens 1945. Vgl. hierzu jetzt auch mit positiver, den Dresdner Exzessionalitätsglauben indes fortschreibender Würdigung: Joachim Fischer, Hat Dresden Antennen?, in: Merkur, 69 (2015) 795, S. 16–28.

kultur der Bundesrepublik nicht heimisch und empfinden ihre politischen Institutionen nicht als die „eigenen“, sondern als „vom Westen übergestülpte“ Instrumente einer „Scheindemokratie“. Die Repräsentanten und Entscheidungsfindungsprozesse dieses „Systems“ gelten wahlweise als „verkrustet“, „verblendet“ oder „korrupt“ und werden mit verschwommenen Erinnerungen an die DDR verglichen. Dabei werden auch Politiker, die aus Ostdeutschland stammen (wie Bundeskanzlerin Merkel und Bundespräsident Gauck) diesem System zugerechnet. Woher kommen diese Demonstranten, und welchem Milieu Dresdens sind sie zuzurechnen?

Befragungen haben gezeigt, dass die Teilnehmer zu etwa gleichen Teilen aus Dresden oder anderen Gebieten Sachsens kommen, dass aber hinsichtlich ihrer Einstellungen und Motive keine signifikanten Unterschiede bestehen. Wenn sich mittlerweile der Eindruck verfestigt, dass Pegida im Spätherbst 2015 zu einer offen rassistischen Bewegung geworden ist, die sich aggressiv gegen Flüchtlinge und Migranten wendet und mit der radikalen Rhetorik die dünnen Grenzen zwischen sprachlicher und physischer Enthemmung verschwimmen, so muss gleichwohl festgestellt werden, dass die Organisation in Dresden in ihrer Hochphase um die Jahreswende 2014/15 und dann wieder im September und Oktober 2015 keine Bewegung ausschließlich von Rechtsextremisten sowie Islam- und Ausländerfeinden gewesen ist, wie zunächst gemutmaßt wurde. Etwa ein Drittel der Teilnehmer der Kundgebungen und „Abendspaziergänge“ ließ diffuse islamophobe Motive und Einstellungen erkennen. Die Mehrheit übte fundamentale Kritik an Politik, Medien und der konkreten Funktionsweise der praktizierten Demokratie.¹⁶

Pegida rekrutierte sich anfangs überwiegend aus der bürgerlichen Mitte Dresdens und ihren fragilen Segmenten. Auffallend in der soziodemografischen Zusammensetzung war der vergleichsweise hohe Anteil von Selbstständigen und Angestellten und –

¹⁶ Zu allen vorliegenden Befragungen der Teilnehmer und Beobachtungen der Demonstrationen vgl. Hans Vorländer/Maik Herold/Steven Schäller, Pegida. Entwicklungen, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung, Wiesbaden 2016. Siehe auch Lars Geiges/Stine Marg/Franz Walter, Pegida. Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft?, Bielefeld 2015.

bezogen auf die Einkommensstruktur – ein leicht überdurchschnittlicher Wohlstand. Die biografischen Hintergründe der mehrheitlich aus dem westlichen Umland Dresdens stammenden Organisatoren ließen vielfach auf ein wechselhaftes, prekäres Berufsleben als Kleinunternehmer vor allem im Dienstleistungsgewerbe schließen. Sie waren in Dresden gut vernetzt: ein Teil der Dresdner Partyszene beruflich verbunden, ein anderer den Kreisen von Fußball und Eishockey. Der Sprecher, Lutz Bachmann, hatte sich bereits anlässlich des Elbehochwassers im August 2013 als Organisator eines umfassenden Fluthilfenetzwerkes im Stadion von Dynamo Dresden hervorgetan. Für sein Engagement erhielt er den Sächsischen Fluthilfeorden.

Die Frage nach den Gründen für den besonderen Erfolg von Pegida in Dresden sind immer wieder mit Mutmaßungen über eine besonders ausgeprägte Fremden- und Islamfeindlichkeit beantwortet worden, zumal die bei den Kundgebungen gehaltenen Reden keinen Zweifel an der pauschalen Ablehnung und Diffamierung des Islam, der Muslime und von Flüchtlingen zuließen. Doch unterschied sich das bei den Demonstranten festgestellte Ausmaß an Islam- und Fremdenfeindlichkeit nicht von der durchschnittlichen, hohen Verbreitung dieser Einstellungsmuster in der Gesamtbevölkerung – im Osten wie im Westen.¹⁷ Empirische Befunde haben zudem auch gezeigt, dass die sächsische Landeshauptstadt keine überdurchschnittliche Konzentration an ausländerfeindlichen Orientierungen der Bevölkerung aufweist und deshalb auch nicht argumentiert werden kann, dass in Dresden generell ein idealer Nährboden für xenophobe oder islamophobe Handlungsmotive vorliegt.¹⁸

¹⁷ Neuere Umfragen zeigen indes, dass die mit der Zuwanderung von Flüchtlingen verknüpften Befürchtungen in der Bevölkerung Ostdeutschlands größer sind als in Westdeutschland – und hier noch einmal besonders in Sachsen. Vgl. Infratest Dimap/MDR, Ländertrend Sachsen, 16.9.2015, www.mdr.de/nachrichten/sachsentrend-umfrage-september100_zc-e9a-9d57e_zs-6c4417e7.html (18.1.2016); Infratest Dimap/ARD, Deutschlandtrend, Oktober 2015, www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/ard-deutschlandtrend/2015/oktober/ (18.1.2016).

¹⁸ Vgl. etwa Karl-Heinz Reuband, Wer demonstriert in Dresden für Pegida?, in: Mitteilungen des Instituts für Parteienrecht und Parteienforschung, 21 (2015), S. 133–143, hier: S. 137.

Bei der Dresdner Oberbürgermeisterwahl im Juni 2015 konnte die Pegida-Kandidatin Tatjana Festerling im ersten Wahlgang rund 21 000 Stimmen beziehungsweise einen Stimmenanteil von 9,6 Prozent für sich verbuchen (im zweiten Wahlgang trat sie nicht mehr an). Dabei fiel auf, dass der Zuspruch in den Stadtteilen am größten war – in einzelnen Wahlbezirken sogar über 20 Prozent –, in denen Flüchtlingsunterkünfte eingerichtet oder vorgesehen worden waren. Anscheinend sind hier die – von den Pegida-Rednern und -Organisatoren geschürten – Befürchtungen einer „Überfremdung“, auch die Konkurrenzangst auf den Arbeits- und Wohnungsmärkten beziehungsweise den Sozialsystemen, auf Resonanz gestoßen.

Weil Sachsen, auch im Dresdner Umland, zudem seit vielen Jahren über eine gefestigte rechtsextreme Szene verfügt und rechtsextreme Parteien wie die NPD immer wieder Erfolge bei Wahlen erzielen, wäre nach Zusammenhängen zu fragen, die fremdenfeindliche Einstellungen begünstigen. Insgesamt lässt sich für Dresden zwar von einer sozialräumlichen Fragmentierung sprechen, aber noch keineswegs von einer für andere Metropolen kennzeichnenden Segregation von als „problematisch“ zu bezeichnenden Stadtteilen mit Gettobildungen, die einen verfestigten Trend zu autoritärem Wahlverhalten am rechten Rand des politischen Spektrums erkennen lassen.

Gesucht: Urbane Konfliktkultur

Die „Straße“ ist in Dresden zu einem Raum kollektiver Empörung und Selbstvergewisserung geworden. Für die Pegida-Sympathisanten besitzen die montäglichen Zusammenkünfte offenbar auch eine kompensatorische, „therapeutische“ Wirkung auf Verluste, Ängste und Traumatisierungen, die sich in den persönlichen Nah- und sozialen Umwelten durch den tief greifenden sozialen, kulturellen und demografischen Wandel eingestellt haben. Offensichtlich substituieren die zum gemeinschaftsstiftenden Ritual gewordenen „Abendspaziergänge“ das Gefühl verloren gegangener Identität und Tradition. Der „Stammtisch“ der Straße füllt die Sinnleere in einem Umfeld auseinandergebrochener Gewissheiten und enttäuschter Erwartungen und vermittelt das Gefühl, im Kreis von Gleichen

mit den diffusen Ängsten und Sorgen „aufgehoben“ zu sein. Zugleich wird eine scheinbar aus den Fugen geratene Welt mit einfachen Antworten – und seien es Verschwörungstheorien – wieder begreifbar gemacht. Das Gefühl der Verunsicherung, des Abgehängt-Seins bricht sich in der Konstruktion des Fremden, Flüchtlings und Asylbewerbers genauso Bahn wie das Gefühl, von den Medien nicht gehört und von der etablierten Politik nicht repräsentiert zu werden. Die unverstellte, enthemmte Rhetorik der Straße spiegelt grundlegende lebensweltliche Entfremdungserfahrungen wider, vertieft die Spaltung zum etablierten politischen System, schafft aber zugleich einen neuen Raum wechselseitiger Anteilnahme und Bestärkung.

Durch die Umbrüche der vergangenen Jahre, die Erfahrungen des wirtschaftlichen, sozialen und demografischen Wandels, den Austausch der Elitenpositionen in Verwaltung, Wissenschaft, Politik und Kultur, den Zuzug Fremder, zuerst aus Westdeutschland, dann aus der ganzen Welt, sind Vorstellungen und „Weltbilder“ brüchig und entwertet geworden, die auf dem geschlossenen, homogenen Kosmos imaginierter Vergangenheiten der Stadt oder sozialer Gemeinschaften basierten. Die Teilnehmer von Pegida reagieren mit Wut und Empörung auf der Straße, die Bürger des konservativen Milieus mit Rückzug in das Private oder unentschiedenem und unentschlossenem Attentismus.

Dresdens Traditionalismus hat eine konservative Grundstimmung erzeugt, die sich in der Bewahrung des Alten und Erreichten gefällt, dem Unbekannten und Fremden aber mit grundsätzlicher Skepsis begegnet. Vor diesem Hintergrund sind Phänomene und Erfolg von Pegida in Dresden auch zu deuten. Auf der Straße wird der Kulturkampf indes nicht zu gewinnen sein, mit moralisierenden oder pathologisierenden Vorhaltungen ebenfalls nicht. Dresden wird eine neue Urbanität als Tugend einer stadtgesellschaftlichen Konflikt- und Streitkultur entwickeln müssen, um sich den Herausforderungen einer welfoffenen Metropole stellen zu können, ohne den Schatz starker geschichtlicher Identität und landschaftlicher Attraktivität aufzugeben. In der Balance liegt die Chance.

Frank Richter

Stadtgespräche. Politische Bildung als Seelsorge?

Die Stadt Dresden hat Erfahrungen mit schwierigen Diskussionen. Nicht nur infolge der Demonstrationen und Auseinandersetzungen um die „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ (Pegida) seit Herbst 2014 gab und gibt es in der Stadt intensive Debatten; auch schon zu früheren Gelegenheiten wurden Foren geschaffen und erprobt, um in der Stadtgesellschaft miteinander im Gespräch zu bleiben und vorhandene Fronten nicht weiter zu verhärten.

Insbesondere die Auseinandersetzungen um das öffentliche Gedenken an die Bombenangriffe vom 13. Februar 1945 und an deren Opfer führen immer wieder zu einer starken Politisierung und Polarisierung der Dresdner Bürgerschaft. Auslöser besonders heftiger Kontroversen in den vergangenen Jahren waren die sogenannten Trauermärsche rechtsextremistischer Gruppierungen, die Frage nach der angemessenen politischen Reaktion darauf sowie die juristische Bewertung der Blockaden dieser angemeldeten öffentlichen Versammlungen. Im Februar 2011 kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, die zum Teil den Charakter von „regelrechten Straßenschlachten“ annahmen.¹ Die Erschütterung darüber sowie die Empörung über die Ausspähung von 138 000 Handydaten durch die Polizei prägten über viele Wochen die innerstädtische Debatte.

Im Frühjahr 2011 wandte sich der damalige Dresdner Oberbürgermeister Dirk Hilbert mit der Bitte an mich, die Arbeitsgemeinschaft 13. Februar zu moderieren. Eine neutrale Gesprächsführung sollte dazu beitragen, das von Misstrauen, öffentlichen Vorwürfen und Schuldzuweisungen geprägte gesellschaftliche Klima zu verbessern. Gemeinsam mit Sabine Kirst, einer an der Landeszentrale für politi-

Frank Richter

Geb. 1960; Direktor der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Schützenhofstraße 36, 01129 Dresden. frank.richter@slpb.smk.sachsen.de

sche Bildung tätigen Referentin, übernahm ich diese Aufgabe im Juni 2011. Die AG stellte ein Konstrukt *sui generis* dar: Sie war 2009 durch die Oberbürgermeisterin Helma Orosz ins Leben gerufen worden. Mitglieder waren neben zahlreichen zivilgesellschaftlichen Organisationen auch die Vertreter der Stadtratsfraktionen sowie Verantwortungsträger der Verwaltung. Vorhandene politische Konflikte zwischen den Akteuren – insbesondere solche, die immer wieder zwischen den in der AG vertretenen Stadtratsfraktionen aufbrachen – belasteten die Zusammenkünfte. Nicht vertreten war das Bündnis Dresden Nazifrei. Eine Aufnahme schien weder möglich noch sinnvoll, da sich dessen Vertreter für die Blockade rechtsextremistischer Demonstrationen aussprachen. Diese Position wurde von der Mehrheit der in der AG vertretenen Gruppierungen aus grundsätzlichen und rechtsstaatlichen Erwägungen abgelehnt.

Gelungener Dialog

Die Moderation, die bis März 2012 andauerte, führte schließlich zum gewünschten Ergebnis: Dresden erlebte 2012 einen Februar ohne gewalttätige Auseinandersetzungen. Es war gelungen, die Stimmung in der Stadt ins Positive zu wenden. Zu diesem Erfolg hatten die folgenden Erkenntnisse und Entscheidungen maßgeblich beigetragen:

Erstens: Nach dem ersten Round-Table-Gespräch in der AG waren sich meine Kollegin und ich einig, wenig von den realen Positionen der einzelnen Vertreter erfahren zu haben. Die politische Korrektheit ihrer Äußerungen schien uns diese Positionen zu verbergen. Wir entschieden uns für Gespräche, an denen maximal vier oder fünf Personen teilnahmen. Auf der Grundlage dieses Vorgehens gewannen wir Erkenntnisse über die tatsächlichen gedenk- und erinnerungspolitischen Positionen der Akteure.

Zweitens: Im November 2011 entstand ein Positionspapier, das von der AG einmütig beschlossen wurde. Zwei Punkte verursachten den entscheidenden Impuls: Zum einen hielten die Mitglieder der AG am Symbol der Menschenkette um die Altstadt fest und verständigten sich auf einen gemeinsam getragenen Protest gegen die Rechtsextremisten „in Hör- und Sichtweite“. Dieser Konsens hielt. Er dokumentierte die entschiedene Ablehnung durch eine denkbar breit aufgestellte Bürgerschaft. Im Februar 2012 erübrigte sich der Protest in „Hör- und Sichtweite“, da die angekündigte rechtsextremistische Demonstration vom Veranstalter abgesagt wurde, was als Zurückweichen vor dem angekündigten Protest der Bürgerschaft gewertet werden konnte. Zum anderen lautete ein Punkt des Positionspapiers: „Es stört uns, wenn in der Öffentlichkeit der Eindruck entsteht, dass die Art und Weise, wie die anderen mit dem 13. Februar umgehen, moralisch höherwertig ist als die Art und Weise, wie wir mit dem 13. Februar umgehen.“ Diese Formulierung wurde von allen Mitgliedern der AG mitgetragen. Mit ihr war jenseits gedenkpolitischer, juristischer und versammlungsorganisatorischer Unterschiede, die sich zum Teil als unüberbrückbar darstellten, eine Basis für Gemeinsamkeit begründet. Diese lag im moralischen Respekt vor der Position der anderen. Ein Hauch des britischen *agree to not agree* lag über der Versammlung. Ja, es gibt sie tatsächlich: die Wertschätzung des politischen Gegners. Demokraten müssen und können sich nicht nur gegeneinander profilieren. Sie können sich miteinander profilieren, wenn es um die Zurückweisung der Feinde der Demokratie geht.

Drittens: Auch ein Brückenschlag zwischen der AG und dem Bündnis Dresden Nazifrei gelang. Im Gespräch mit dem Bündnis entwickelten die Moderatoren gemeinsam definierte Positionen, unter anderem: AG und Bündnis haben unterschiedliche Ziele: Das Bündnis will rechtsextremistische Demonstrationen verhindern, die AG will gegen diese protestieren; sie sind keine politischen Gegner, sondern sie haben beide denselben politischen Gegner und respektieren die Auseinandersetzungsform des jeweils anderen; AG und Bündnis lehnen Gewalt als Mittel der politischen Auseinandersetzung ab; sie enthalten sich einer juristischen Bewertung der politischen Aktionen des jeweils anderen.

Die Erkenntnis, dass politische Meinungs- und Willensbildungsprozesse so schwer belastet und blockiert sein können, dass sie einer über- oder allparteilichen Moderation bedürfen, hatte sich durch die Arbeit in der AG bestätigt.

¹ Ausschreitungen am 19. Februar 2011 in Dresden – Bewährungsstrafe für Steinewerfer, in: Leipziger Volkszeitung vom 2.12.2015.

„Kommune im Dialog“ (K!D)

Infolge der Erfahrungen mit der AG 13. Februar entstand die Idee, das Projekt „Kommune im Dialog“ (K!D)¹² zu entwickeln. Die Konzeption zur Unterstützung politischer Meinungs- und Willensbildungsprozesse wurde vom Landtag akzeptiert, und die Landeszentrale erhielt in den Jahren der Doppelhaushalte 2013/14 und 2015/16 zusätzliche Mittel. Ein Projektteam wurde aufgebaut, dessen Arbeit das sonstige Bildungsprogramm der Landeszentrale sinnvoll ergänzte und bemerkenswerte Synergien erzeugte.

Die K!D-Veranstaltungen wurden ausschließlich auf Nachfrage realisiert; Bürgermeister, Landräte, Vereine und andere mehr wandten sich mit entsprechenden Anliegen an die Landeszentrale. In den meisten Fällen ging es um Proteste der Bürgerschaft im Zusammenhang mit der Einrichtung und Betreibung von Unterkünften für Asylbewerber. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Team verabredeten mit den lokalen Verantwortlichen die Organisation von Bürgerversammlungen, Gremiensitzungen, Vortragsabenden und ähnlichen Veranstaltungen. Allein im Jahr 2015 wurden die Kollegen in etwa 50 sächsische Kommunen eingeladen, um Versammlungen zu moderieren. An diesen nahmen insgesamt rund 9000 Personen teil, und nahezu überall konnte eine konstruktive Gesprächssituation erzeugt werden. Die Tätigkeit des Teams beschränkte sich dabei nicht auf bloße Moderation. Es liegt in der Natur der Sache, dass Moderatoren en passant wichtige Informationen, eine gute Debattenkultur und Inhalte der politischen Bildung zu vermitteln vermögen.

K!D ist somit politisches Learning by Doing. Die Arbeit in Dresden bleibt indes schwierig. Hier dominiert die Neigung, Sachfragen zu ideologisieren und machpolitisch aufzuladen. Die barock geprägte Landeshauptstadt ist für viele ein symbolischer Schauplatz und bietet Demonstrantinnen und Demonstranten jeglicher Couleur eine große Bühne vor ausgeleuchteter Kulisse.

Beobachtungen und fünf Thesen

Ausgehend von den im K!D-Projekt gesammelten Erfahrungen, den Beobachtungen des

¹² Für Details zu K!D siehe www.slpb.de (14.1.2016).

Dresdner Demonstrationsgeschehens im Jahr 2015 sowie zahlreicher Korrespondenz mit mehreren Hundert Personen, die zum Teil ihre Sympathie für Pegida zum Ausdruck brachten, komme ich zu folgender Feststellung: Für einen Teil der sächsischen Bevölkerung lässt sich eine starke Ablehnung der gesellschaftlichen und politischen Ordnung konstatieren. Diese Ablehnung geht einher mit einem tief sitzenden Misstrauen gegenüber Funktionsträgern beziehungsweise Funktionseliten, insbesondere werden genannt: „die Politiker“ und „die Medien“; mit einem mangelhaften Verständnis der Funktionsweise unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung; mit dem Gefühl der Überfremdung durch die zum großen Teil aus Westdeutschland stammenden Funktionseliten in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Medien und Kultur sowie mit der Bereitschaft, die Ablehnung, das Misstrauen und den Unmut in stark emotionalisierter Art auf den Straßen und in den sozialen Netzwerken zum Ausdruck zu bringen: „Wir müssen es denen da oben mal zeigen“, „Wir müssen ein Zeichen setzen.“ Darauf aufbauend lassen sich folgende Thesen formulieren:

These 1: Das Verständnis und die Akzeptanz der freiheitlich-demokratischen Grundordnung, des Grundgesetzes, des Staatsaufbaus, der repräsentativen Demokratie und der Funktionsweise der Institutionen sind bei Teilen der sächsischen Bevölkerung nur schwach ausgeprägt.

Die Ordnung wird von einem Teil der Bevölkerung nicht als die eigene erkannt und akzeptiert. Dieser Teil stellt eine Minderheit dar, die sich deutlich und öffentlich artikuliert. Viele Beiträge bei Demonstrationen, in Korrespondenzen und Diskussionsveranstaltungen zeugen von einem technischen und zum Teil technokratischen Politikverständnis. Oft wird nicht realisiert und nicht akzeptiert, dass politische Meinungs- und Willensbildungsprozesse in der Demokratie viel Zeit beanspruchen, Kompromisscharakter tragen, dem Mehrheitsprinzip unterworfen sind und von sachfremden Faktoren beeinflusst werden. In vielen Beiträgen spiegelt sich ein autoritäres Politikverständnis wider. Der Demokratie wird nicht zugetraut, die anstehenden Probleme mit den ihr eigenen Verfahren zu lösen.

These 2: Die beobachteten Phänomene sind auch Ausdruck und Folge großer Unterschiede in der Gesellschaft und einer fortschreitenden Auseinanderentwicklung sozialer Milieus.

Die Unterschiede sind deutlich erkennbar zwischen der ökonomischen, sozialen und demografischen Entwicklung der urbanen Zentren einerseits und der Entwicklung des ländlichen Raums andererseits; zwischen den einkommensstarken und einkommensschwachen Bevölkerungsteilen (prekäre Arbeitsverhältnisse, dritter Arbeitsmarkt, „Generation Praktikum“, anwachsende und vor allem prognostizierte Altersarmut) sowie zwischen alten und jungen Menschen. Erstere fühlen sich vielfach überfordert. Letztere können als Gewinner der Transformation und Globalisierung gelten und sich leichter mit neuen Entwicklungen (etwa in den Informations- und Kommunikationstechnologien) arrangieren.

In Teilen der Bevölkerung, die sich gegenüber den aus Westdeutschland Zugezogenen als „einheimischer“ empfindet, gibt es nach wie vor erhebliche Ressentiments. Dies gilt wohl auch umgekehrt. In der beobachteten Gruppe (Pegida-Demonstranten, Teilnehmer von Dialogforen, Absender von Korrespondenz) versammeln sich tendenziell mehr Menschen mit Hauptwohnsitz im ländlichen Raum als Menschen aus den urbanen Zentren; mehr Menschen mit eher geringem oder mittlerem Einkommen als Menschen mit höherem Einkommen; mehr Menschen mit (einseitig) ausgeprägter technischer, ökonomischer und praktischer Kompetenz als Menschen mit (einseitig) ausgeprägter theoretischer, politischer, sozialer und kultureller Kompetenz; mehr Männer als Frauen; mehr ältere als jüngere Menschen sowie mehr Menschen, die in der DDR sozialisiert wurden (beziehungsweise deren Kinder), als Menschen, die aus Westdeutschland stammen (beziehungsweise deren Kinder).

Mit der DDR ist nahezu geräuschlos und in kürzester Zeit der Marxismus-Leninismus als Weltanschauung untergegangen. Obwohl er von den meisten Menschen in der DDR als funktionsuntüchtig erlebt und kritisiert wurde, gab er eine gewisse Orientierung. Er begründete eine bestimmte Weltsicht und Gesellschaftsordnung. Er formulierte nachvollziehbare Ideale und verhieß Schutz vor globalen Bedrohungen. Sozialwissenschaftler vom Göttinger Institut für Demokratieforschung diagnostizieren politische Heimatlosigkeit und weltanschauliche Leere als

Ursachen für Pegida in den Trümmern des einst roten Sachsen.¹³

These 3: Die von offener, öffentlicher und fairer Auseinandersetzung sowie von der Suche nach gegenseitigem Verständnis geprägte und den Kompromiss anstrebende politische Streitkultur ist schwach ausgeprägt. Opposition wird oft ausschließlich als Angriff wahrgenommen und betrieben.

Von vielen wird daher auch die konstruktive Funktion von Opposition nicht verstanden oder übersehen, nicht ausgehalten, nicht gewollt und nicht angenommen. In zahlreichen Wortmeldungen wird beklagt, dass sich Verantwortungsträger in Politik und Verwaltung der öffentlichen Auseinandersetzung entziehen. In Veranstaltungen zeigt sich ein großes Rede- und Mitteilungsbedürfnis. Nur selten konnte eine ausgeprägte Bereitschaft zum Zuhören, Argumentieren, zum nachdenklichen Abwägen, zum kompromiss- und konsensorientierten Diskutieren festgestellt werden. Das Schema „Links gegen Rechts, Rechts gegen Links“ ist ausgeprägt. Die Empörung der Pegida-Gegner über die im öffentlichen Raum vorgetragenen rechtsextremistischen und rechtspopulistischen Positionen ist glaubwürdig und gut organisiert. Versuche, mit Pegida-Anhängern ins Gespräch zu kommen, werden diskreditiert und angefeindet.

These 4: In Teilen der Bevölkerung gibt es eine ausgeprägte Islam- und Fremdenfeindlichkeit, zumindest erhebliche Ressentiments. Diese äußern sich zunehmend offen, pauschal und radikal.

Dass sich dies in Sachsen zeigt, wo der Ausländeranteil bisher gering ist, wo es wenige Erfahrungen mit anderen Kulturen gibt und wo nur wenige Muslime leben, muss nicht verwundern. Folgende Gründe können angeführt werden: „Der Islam“ und „fremde Kulturen“ eignen sich als Projektionsflächen eines allgemeinen Unmuts und politischer Verunsicherung, gerade dort, wo man sie kaum kennt. Verhältnisse wie etwa in den sozialen Brennpunkten von Neukölln und anderer (westdeutscher) Stadtteile werden antizipiert und als bedrohlich empfunden. Ängste entstehen insbesondere dann,

¹³ Vgl. Franz Walter, Die Tragödie von Freital, 27.6. 2015, www.spiegel.de/politik/deutschland/-a-1040775.html (14.1.2016).

wenn alltägliche Erfahrungen mit Ausländern fehlen. Zudem sind die politische Situation in Syrien, in Libyen, im Irak sowie die Berichterstattung über die vom sogenannten Islamischen Staat ausgehende Gewalt angetan, schlimmste Befürchtungen auszulösen. Schließlich treffen Muslime, die nach Sachsen kommen, auf eine zu rund 80 Prozent areligiöse Bevölkerung. Viele Menschen im Osten haben vergessen, dass sie Gott vergessen haben. Die Wiederkehr des Religiösen, das sie für überwunden glaubten, verunsichert.

These 5: Zum offenen politischen Dialog über den ausgebrochenen Problem- und Gefühlsstau gibt es keine vernünftige Alternative. Er ist auf möglichst vielen Ebenen zu führen.

Nach wie vor gibt es viele ernst zu nehmende Problemanzeichen von Bürgerinnen und Bürgern, die bisher keine andere politische Adresse als Pegida gefunden haben. Es ist nicht sicher, ob durch Dialogangebote eine weitere Radikalisierung im Protest- und Demonstrationsgeschehen verhindert werden kann. Ich bin überzeugt, dass die Stärke des demokratisch verfassten Gemeinwesens in Konfliktfällen besonders deutlich hervortritt. Diese Fälle müssen erkannt, akzeptiert und in vernünftig ausgetragenem Streit angegangen werden. Auf der Grundlage wechselseitigen Respekts können Menschen im Gespräch bleiben. Gleichwohl ist deutlich geworden, dass es politische Akteure gibt, die die vorhandenen Konflikte zu eskalieren suchen.

Konsequenzen

Die demokratisch denkenden und den im Grundgesetz verankerten Wertvorstellungen verpflichteten Bürgerinnen und Bürger sollten meines Erachtens folgende drei Positionen vertreten und verteidigen:

Erstens: Wir stehen zum Selbstverständnis der Bundesrepublik als humanitärer Staat. Das Asylrecht ist ein Grundrecht. Die Menschen im Westen und im Osten der Republik können 25 Jahre nach der Wiedervereinigung unter Beweis stellen, dass sie die globale Verantwortung ihres Staates erkennen und mittragen.

Zweitens: Die politische Gestaltungsaufgabe von Migration, Flucht und Asyl ist groß. Es wird nicht gelingen, sie in Form ideolo-

gisch aufgeladener, sich wechselseitig unlautere Motive unterstellenden Auseinandersetzungen zu erfüllen. Die Migration und die Gewährung von Asyl bedürfen einer klaren politischen Ordnung. Die Frage nach den Grenzen der Aufnahmefähigkeit darf nicht tabuisiert werden. Die europäische, nationale, sächsische und die kommunale Ebene stehen dabei vor unterschiedlichen Herausforderungen. Diese wie im „Schwarzer-Peter-Spiel“ anzugehen, indem man auftretende Schwierigkeiten dem Versagen der jeweils anderen Ebene zuschiebt, fördert eine allgemeine Politikverdrossenheit. Die Verantwortlichen auf den verschiedenen Ebenen sollten zeigen, dass sie die Aufgabe als gesamtstaatliche verstehen und ihr entsprechend begegnen.

Drittens: Die Debatte über das, was im Zusammenhang der Pegida-Demonstrationen zutage getreten ist, gehört in den öffentlichen Diskurs. Menschen, die vom Grundrecht auf freie Meinungsäußerung und ihrer Versammlungsfreiheit Gebrauch machen, dürfen nicht pauschal ausgegrenzt werden. Die der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit und den Menschenrechten verpflichteten Politikerinnen und Politiker dürfen sich die Meinungsführerschaft nicht von Menschen nehmen lassen, die sich undemokratisch äußern und verhalten. Rassistische, menschenverachtende, antisemitische, volksverhetzende und zur Gewalt aufrufende Äußerungen müssen eindeutig als solche benannt, zurückgewiesen, moralisch geächtet und politisch sowie juristisch bekämpft werden.

Dass es nicht leicht ist, die genannten Unterscheidungen in jedem Einzelfall präzise vorzunehmen, liegt auf der Hand. Wenn wir uns aber vor Augen halten, dass Kommunikation schiefgehen kann, Nicht-Kommunikation jedoch mit Sicherheit schiefgehen wird, gewinnen wir Gelassenheit und gegenseitige Nachsicht. Der Konflikt ist der Normalfall der Demokratie. Wenn wir ihn bestehen und seine konstruktive Kraft nutzen, wird die Gesellschaft davon profitieren.

Seelsorge?

Der Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz wies im Februar 2015 in einem Vortrag bei der Sächsischen Landeszentrale darauf hin, dass die politische Auseinandersetzung einer sozi-

alpsychologischen Betrachtung bedarf.¹⁴ So lange die Beziehungsebene nicht halbwegs saniert ist, kommt man auf der Sachebene nicht voran. Im Dezember 2014 zogen erstmals über 10000 Menschen schweigend durch Dresden. Sie lehnten das Gespräch mit Vertretern der Medien und der Politik rigoros ab. Sie signalisierten, das Vertrauen ins „System“ verloren zu haben. Damals befürchteten viele Verantwortliche in der Politik, Gesellschaft und Kultur Dresdens eine zunehmende Radikalisierung und Gewaltbereitschaft. Sie waren sich einig, alles Mögliche versuchen zu müssen, die trotzig Demonstrierenden zum Gespräch zu bewegen. Die pauschalen Beschimpfungen – „Neonazis im Nadelstreifen“ (Ralf Jäger, 11. Dezember 2014), „Komische Mischpoke“ (Cem Özdemir, 14. Dezember 2014), „Schande für Deutschland“ (Heiko Maas, 15. Dezember 2014) und „Hass in deren Herzen“ (Angela Merkel, 1. Januar 2015) – konterkarrierten diese Versuche. Sie wurden von den Pegida-Organisatoren dankbar entgegengenommen.

In zahlreichen Dialogforen entlud sich ein subkutan angewachsener Problem- und Gefühlsstau. Mich hat erschüttert, wie viele Menschen öffentlich davon sprachen, dass Politiker ihnen ja sowieso nicht zuhören und sie in Ämtern und Behörden von oben herab behandelt würden. Warum wurden diese Foren, zu denen Tausende Menschen kamen und in denen sie mit kontroversen Positionen konfrontiert wurden, allgemein kritischer bewertet als Vorlesungen, Theatervorstellungen und Vortragsabende? Bei Letzteren wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie die Nachdenklichkeit und den inneren Dialog der Teilnehmer auslösen.

Ich sehe in der Geringschätzung niederschwelliger Dialogangebote viel intellektuelle Arroganz. Kein Mensch kann sagen, wie sich die politische Situation weiterentwickelt hätte, wenn es diese Foren nicht gegeben hätte. Das zutage getretene Mitteilungsbedürfnis zu übergehen, war nicht möglich. Dass ihm Raum gegeben wurde, mag man Seelsorge nennen. Sie fand öffentlich statt und war sozialpsychologisch unumgänglich.

¹⁴ Vgl. Hans-Joachim Maaz, Zur Psychodynamik von Protest und Gegenprotest, Vortrag, 5.2.2015, www.slpb.de (14.1.2016).

Frank Willmann

Einblicke in die Dresdner Fußballseele

*„Hell wie das Licht, schwarz wie die Nacht,
wir haben alles schon mitgemacht ...“*

Fangesang „Wir sind Dynamo“

Es ist der 31. Oktober 2015: Der 1. FC Magdeburg spielt bei Dynamo Dresden – ein für Fans wie Sicherheitskräfte hochbrisantes Spiel. Sympathisanten und Funktionäre beider Vereine freuen sich über das fußballerische Wiedersehen der alten Rivalen nach fast zehn Jahren, inzwischen in der 3. Bundesliga. „Wenn ich jetzt die beiden Logos wieder nebeneinander sehe, da geht mir das Herz auf“, sagt Mario Kallnik, Sportchef vom 1. FC Magdeburg. Sein Dresdner Kollege Ralf Minge empfindet das ähnlich freundschaftlich, während sich die Fans beider Mannschaften bereits im Vorfeld im Internet mit der üblichen Hämme übergossen haben. „Manchmal hasst man das, was man doch liebt“, sang schon 1978 die DDR-Kuschelrockgruppe Karat beim Schlagerfestival in Dresden.

Der Anpfiff zum Ostklassiker soll um 14 Uhr sein. Bereits seit 10.45 Uhr stehen Wasserwerfer vor dem Stadion. Herbstzeitlose im Großen Garten, die Sonne wirft mildes Licht auf Dresden. Die Dynamo-Seele frohlockt, denn Dresden grüßt souverän vom ersten Tabellenplatz. Die Dresdner Fans haben eine Riesenchoreografie angekündigt: Projekt X, streng geheim, 20000 Euro Kosten. Zwei Jahre lang wurde Geld gesammelt. Die Idee entstand im K-Block, der Stehplatztribüne und Heimat der „echten Fans“. Dort stehen auch Hunderte von Jungs mit schnittigen Frisuren: rechtsextreme Kameraden. Politik soll nicht ins Stadion getragen werden, sagen sowohl die sogenannten Kutten als auch die Ultras als auch die Hooligans. Trotzdem steht auf den Eintrittskarten und an der Anzeigetafel „Rassismus ist

kein Fangesang“. Ist das keine Politik?, frage ich ein paar weibliche Fans, die mit Bier in der Hand auf den Anpfiff warten. „Na ja, also, irgendwie schon. Aber wir wollen in keine Ecke gestellt werden. Weder rechts noch links, wir sind keine Radikalen.“

Bei Pegida, so bestätigte im Oktober 2015 Pegida-Frontfrau Tatjana Festerling vor der Burschenschaft Halle zu Mainz, seien von Anbeginn Hooligans von Dynamo Dresden unter den Ordner gewesen. Festerling meinte, es gebe in Dresden „weniger Berührungsängste zu den bösen Hooligans“ als im Westen. Dem sächsischen Innenministerium war von der Rolle der Hooligans bei Pegida lange nichts bekannt. Das berichtet die „Bild“-Zeitung am 16. November 2015. In dem Bericht heißt es, Innenminister Markus Ulbig sei entsetzt. Ein Ultra dazu: „Natürlich kann ein Fußballverein die Probleme einer Region, einer Stadt nicht lösen. Leute, die zu Protesten gegen Pegida gehen, kriegen Fragen gestellt. Besonders von der Hooliganfraktion wird ganz genau beobachtet, wer was macht. Beängstigend.“

Der Hauptbahnhof ist am 31. Oktober ein besonderer Brennpunkt für die Dresdner Polizei. Alle Eingänge sind weitläufig abgesperrt, unten warteten Shuttle-Busse, um die Magdeburger Fans sicher zum Stadion zu bringen. Dieses Mal verläuft alles friedlich. Nur als die Magdeburger ihre Materialien für eine spontane Choreografie nicht mit ins Stadion nehmen dürfen, wird es kurz unruhig. Fanprojektmitarbeitern gelingt es, die Gemüter abzukühlen. Das Stadion ist ausverkauft, die Stimmung ist grandios. 30000 Zuschauer in der 3. Liga sind eine Hausnummer. Solche Fanmassen mobilisiert im Osten nur Dynamo. Vor dem Spiel zeigen die Dresdner ihre Choreografie, bis auf den Gästeblock ist das Stadion mit gelb-schwarzem Stoff verhüllt. Darauf das Vereinslogo und Sprüche wie: „Die besten Fans“, „Die Legende aus Elbflorenz“ und so weiter.

Es folgen 90 Minuten Dauergesang beider Fangruppen bei ansprechendem Fußball. Hinter mir sitzt Dresdens Sportdirektor Minge, der früher ein genialer Stürmer war – einer von denen, die in den 1980er und frühen 1990er Jahren für Dynamos schönen Fußball zuständig waren. Das ist lange her, verdammt lange. Er spielte 222 Mal für Dynamo und schoss fast in jedem zweiten Spiel ein Tor. Auch als Zu-

schauer ist er kaum zu halten: aufstehen, hinsetzen, aufstehen. Er rüttelt an der Lehne meines Stuhls, außer sich vor Leidenschaft.

Der Dresdner K-Block schunkelt, jaucht und zeigt eine feine Laubsägearbeit begabter Volkskünstler: das Profil eines Schweins in den Farben Magdeburgs. Doch nicht jede martialische Fußballprovokation sollte man mit tödlichem Ernst betrachten. Fußball ist auch handfestes Volksvergnügen, grobe Scherze gehören zum Spektakel. Nach dem Spiel, das Dresden 3:2 für sich entscheidet, werden zwei erbeutete FCM-Fahnen und ein paar Schals von Dresdnern abgebrannt. Jeder Fußballfan hält seinen Fußballverein für den einzigen wahren, samt heroischer Tradition und natürlich einmaligen Anhängern. Alle Fans gehören zusammen „wie der Wind und das Meer“, alle sind „eine Familie“. Wenn auch eine sehr heterogene.

Gewalt bei Dynamo: Eine populäre Wahrnehmung

Ende 2015 ist Dynamo so gut aufgestellt wie lange nicht. Sportdirektor Minge und Geschäftsführer Robert Schäfer sind die Väter des Erfolgs. Der eine entschuldete den Klub, der andere machte den Sport wieder groß. Das sah in den Spielzeiten zuvor nicht ganz so gut aus. Zum fußballerischen Tief kam die in Teilen problematische Fanszene: ob 2011 im Pokal in Dortmund, 2013 beim Auswärtsspiel in Bielefeld oder im Dezember 2014 in Rostock, als das Spiel gegen Hansa für eine knappe Viertelstunde unterbrochen werden musste, weil aus dem Dresdner Block Raketen in die gegnerischen Zuschauerränge geschossen worden waren. „Fakt ist eins, wir haben den schlechten Ruf nicht zu Unrecht. Er hat sich über Jahre hinweg in den Köpfen der Menschen über Dresden hinaus manifestiert“, bekennt auch Sportdirektor Minge, betont aber zugleich: „Ich behaupte mal, die Anzahl der beteiligten Fans an Verfehlungen und die Zahl dieser Verfehlungen hat sich zuletzt deutlich verringert. Mindestens 95 Prozent unserer Fans sind friedlich.“ Der Verein führt einen offenen und kritischen Dialog mit den Fans und betreibe dafür einen enormen Aufwand, trotzdem müsse man feststellen, dass man einige eben nicht erreiche.

Die Problematik tritt vor allem bei Auswärtsspielen zutage. Thomas Geithner, Presse- und Sprecher der Polizeidirektion Dresden, erzählt:

„Dynamo Dresden bei Heimspielen beziehungsweise bei Auswärtsspielen zu erleben, sind zwei völlig verschiedene Geschichten. Die Heimspiele laufen in der Regel komplett friedlich ab. Das hängt einerseits vom Sicherheitsstandard des neuen Stadions ab, zum anderen stehen wir alle Tage der gleichen Klientel gegenüber. Wir kennen die, sie kennen uns. Die Chance, nach einer Straftat in Dresden als Täter ermittelt zu werden, ist weitaus höher als in der Fremde, wo man nur einmal im Jahr unterwegs ist.“ Dass Dynamo bereits ein schlechterer Ruf vorausseilt, trage dabei zur gespannten Situation bei: „Bei vielen anderen Dienststellen in der Republik ist das Spiel gegen Dynamo unter Sicherheitsaspekten das Spiel des Jahres.“

Das sieht auch der Dynamo-Fan Eric Spand aus so: „Auf alle Fälle habe ich das Gefühl, dass bei Ausschreitungen, egal welcher Art, immer wieder geschaut wird, wie man da Dynamo mit hineinbekommt. Jede Knallcharge, die auf einer Auswärtsfahrt jemandem einen Sitzplatz weg nimmt, ist eine Nachricht wert. Hinzu kommt sicherlich das permanente speziell Dresdner Gefühl, benachteiligt zu werden. Mit Argusaugen wird in der Fanszene überprüft, wie andere Mannschaften für Verfehlungen bestraft werden, um dann in den immer wieder gleichen Kanon einzustimmen, dass einzig an Dynamo ein Exempel statuiert wird. Dementsprechend findet leider nur unzureichend eine Selbstreinigung in der Fanszene statt. Der Verein hat es dabei nicht einfach. Fährt er eine härtere Linie, lehnt er Teile des eigenen Anhangs gegen sich auf, dabei sind bisher nie viel mehr als Drohungen ausgesprochen worden.“ In Dresden selbst geht man derzeit von 500 gewaltbereiten und 135 gewaltshchenden „Fans“ aus.

Am letzten Spieltag in der Saison 2013/14 trat Dynamo in der 2. Bundesliga daheim gegen Arminia Bielefeld an. Es ging mal wieder um alles. Dynamo versagte und verlor das Spiel. Als Mitte der zweiten Halbzeit Bielefeld mit zwei Toren in Front lag, liefen einige Jungs im Fan-Block heiß. Der klassische Reflex: Liegt Dynamo hinten, bleibt nur Gewalt und das Berauschen an der vermeintlichen Stigmatisierung als „böser Ossi“. Böller flogen, die ersten begannen sich zu vermummen. Entsetzte Eltern stürmten mit weinenden Kindern aus dem Stadion. Der Schiedsrichter schickte die Mannschaften in die Kabinen, um sie vor einem Platzsturm zu schützen. Doch was nun passierte, war auch Dyna-

mo. Das Stadion skandierte „Ultras raus! Ultras raus!“ Und im letzten Moment hielt der positive Wille der großen Mehrheit die gewalttätige Minderheit in Schach.

Die Dresdner Fankultur gibt also ein sehr widersprüchliches Bild ab. Zu ihr gehört die stimmgewaltige Anfeuerung im prallgefüllten K-Block, zu ihr gehören progressive Gruppen wie „1953international“, die sich etwa gegen Rassismus im Stadion engagieren, zu ihr gehören aber auch die Muskelprotze mit Dynamo-Mütze bei den Pegidaemos der rechten Wutbürger und sexistische Plakate von beeindruckender Widerwärtigkeit. Auch ein Banner mit der Aufschrift „Lügenpresse“ tauchte 2015 im Dresdner Stadion auf, bis es vom Verein entfernt wurde. Dresdner Fankultur, das bedeutet schiere Masse, aber eben auch unzählige Einzelpersonen mit ganz unterschiedlichen Fanbiografien. Manche sahen noch Fußballheroen wie Dixi Dörner und Matthias Sammer spielen, andere jubelten nur noch limitierten Talenten zu.

Von ganz oben nach ganz unten

Dynamo Dresdens Leib ist von Narben übersät: Der glorreichen Zeit mit acht DDR-Meisterschaften folgte der jähe Absturz Mitte der 1990er Jahre. Wenn Dynamo Dresden in den 1970er und 1980er Jahren im Bruno-Harbig-Stadion zauberte, tanzte die ganz Stadt. Wenn die Mannschaft zu DDR-Zeiten im Europapokal versagte, geriet am nächsten Tag die Stadt in einen Schockzustand. Bleischwere Stille auf den Straßen, Schulhöfen, in den Universitäten, Bussen und Straßenbahnen. In den Fabriken, den Verwaltungen, überall herrschte Trauer. Dresden war Fußball, Dresden liebte Dynamo, obwohl der Schutzpatron und Geldgeber das Ministerium des Innern war. Es war egal, dass Dresden ein „Bullenverein“ war – der Fußball war einfach zu göttlich. Die genialen Spielzüge von Kreische, Häfner, Dörner, Minge, Kotte, Lippmann brachten das Herz der Stadt zum Leuchten. Die Fans waren eine große, liebe Masse. Gewalt spielte eine untergeordnete Rolle. Dynamo war in Dresden so wichtig wie die Semperoper. Dauerkarten wurden vererbt, Eurocup war Standard.

Dynamo glänzte bis 1990 mit großem Fußball. Die Fans waren laut, aber friedlich. Seither steht Dynamo für Überleben durch Kampf. Bis 1995 hielt sich Dresden in der

Bundesliga, dann verweigerte der DFB aufgrund von zehn Millionen Mark Schulden die Lizenz. Dynamo wurde in die drittklassige Regionalliga verbannt und landete schließlich sogar in der Oberliga Nordost.

Wer den Dresdner Sonderweg verstehen will, muss in die wilden Wendejahre zurückblicken, als ruhmreiche Klubs der DDR-Oberliga plötzlich und unvermittelt den Profifußball lernen mussten. Minge: „Wir hatten 1991 die beste Ausgangsposition aller ostdeutschen Klubs. Resultierend aus den erheblichen Transfererlösen.“ Doch das viele Geld ersetzte nicht die in den Westen abgewanderten Stars, es sorgte nicht für sportliche Blüte, sondern zog nur westdeutsche Glücksritter und Hasardeure an. Der bekannteste Totengräber des Dresdner Fußballs war Rolf-Jürgen Otto: vor der Wende unter anderem Kneipier und Boxveranstalter, danach Goldgräber im Osten – und seit 1993 Dynamo-Präsident. Seine Dresdner Zeit endete mit der Pleite des Vereins und einer Gefängnisstrafe wegen Veruntreuung von drei Millionen Mark. Das kontinuierlichste in Dresden ist seither die Angst. Angst, aus dem deutschen Fußball zu verschwinden. Angst vorm bösen Westen, der vielen noch immer fremd ist. Der überzeugte Dresdner macht am liebsten in Dresden Urlaub.

Auf den Rängen machte Dynamo in den Wendezeiten ebenfalls eine merkwürdige Wandlung durch. Im DDR-Fußball war Dynamo der weltläufigste Klub des Ostens gewesen. Die Mannschaft spielte gepflegten, technisch starken Fußball und ließ begnadeten Individualisten den nötigen Raum. Stellvertretend für alle Fans aus dem „Tal der Ahnungslosen“, in das sich kein westliches TV-Signal verirrte, eroberte Dynamo Europa. Und wer als auswärtiger Fan nach Dresden kam, musste anders als in Leipzig oder beim BFC Dynamo keine übermäßige Sorge haben, verdroschen zu werden. Doch schon 1991, zwei Jahre nach der Wende, standen Dynamo Dresden und die Fanszene im Rudolf-Harbig-Stadion plötzlich als Synonym für rohe Gewalt, blindwütige Ausschreitungen.

Die Bilder des wegen eines Steinhagels und zahlloser Leuchtraketen abgebrochenen Europacupspiels gegen Roter Stern Belgrad waren auch in westdeutsche Wohnstuben geflimmert. Die Videoaufnahmen von damals zeigen einen sichtlich geschockten Ralf Minge, der

angesichts der verheerenden Ausschreitungen einer aus dem ganzen Bundesgebiet angereisten Hooligan-Gesellschaft um Worte ringt. In der ARD moderierte Heribert Faßbender sichtlich angewidert den Beitrag an. Für die Dynamo-Fans hingegen barg der gewalttätige Abend eine überraschende Erkenntnis in Sachen Aufmerksamkeitsökonomie: Mochte die ruhmreiche SG Dynamo sportlich auch langsam in die Bedeutungslosigkeit abrutschen, mit Spielabbrüchen und Massenprügeleien ließen sich dennoch verlässlich Schlagzeilen produzieren. Die Dresdner Szene lernte schnell und war hinsichtlich ihrer Gewaltbereitschaft rasch im Westen angekommen.

Leid und Stolz

Zu der einfachen Erkenntnis, dass auch schlechte Nachrichten immerhin noch Nachrichten sind, gesellte sich eine andere Dresdner Spezialität, die inzwischen bereits vielfach literarisch und gesellschaftlich seziert worden ist. Den Bürgern der Stadt wird eine Neigung zur Innerlichkeit, eine leicht weltfremde Flucht in ethische Prinzipien und Werte nachgesagt. Man muss nun keine alles überformende Stadt-psychologie entwerfen, kann aber feststellen, dass das Dresdner Publikum seine Beziehung zum Lieblingsverein zwangsidealisiert hat.

Anderswo gehen viele Menschen auch gerne ins Stadion, um schönen Fußball zu sehen oder Geschäftspartner zu treffen. Das jedoch ist eine Spezies, die in Dresden nur selten anzutreffen ist. Der idealtypische Dynamo-Fan identifiziert sich vielmehr weit übers Normalmaß hinaus mit dem Klub. Er hat Insolvenzen überlebt und unvergessene Dramen. Er hat mehrfach sein letztes Hemd gegeben, Blut gespendet, demonstriert, permanent die Spendierhosen an, um seine sieche Liebe nicht verrecken zu sehen. Wo jeder Euro dreimal umgedreht wird, ist der Fan König. Ihr seid Dynamo! Der Verein hat dies so oft beteuert, dass die Fans es am Ende geglaubt haben. Und auf eine merkwürdige Art und Weise ist es ja inzwischen tatsächlich so: Die Seele des Vereins ist die große und vielfältige Fanszene. Doch, ach, die Dynamo-Seele fühlt sich permanent nicht verstanden, über den Tisch gezogen, übervorteilt.

1954 wurde etwa die komplette Dynamo-Mannschaft – ein Jahr nach Gründung der SG Dynamo Dresden – schlicht nach Berlin dele-

giert, um ein konkurrenzfähiges Hauptstadteam zu bilden. Ein weiteres Trauma ist der sogenannte Kotte-Weber-Müller-Fall. Im Januar 1981 wurden die Dresdner Fußballer Gerd Weber, Matthias Müller und Peter Kotte auf dem Ostberliner Flughafen Berlin-Schönefeld verhaftet. Vorwurf Republikflucht. Dynamo war der Klub des Ministeriums des Innern – am Leben erhalten von der Volkspolizei, dem Zoll und der Staatssicherheit. Für einen Tsche- kisten gab es kaum ein schlimmeres Vergehen als die Flucht zum imperialistischen Feind, meinte Stasi-Chef Erich Mielke. Entsprechend drastisch ging man gegen die „Sportverräter“ vor. Weber wollte in den Westen, hatte Kotte und Müller davon berichtet. Ihr Vergehen: Sie hatten es nicht gemeldet. Das tat wiederum eine Stasi-Zuträgerin.

Weber wurde in der Folge für elf Monate ins Zuchthaus gesteckt, sein Sportlehrer- studium durfte er nicht weiter betreiben. Er musste sich in der Produktion als Kfz- Schlosser bewähren. Im August 1989 gelang ihm mit Frau und Tochter die Flucht in den Westen. Müller und Kotte erhielten nach mehrjähriger Untersuchungshaft wegen Mit- wissenschaft eine lebenslange Sperre für die erste und zweite Fußballliga und wurden bei Dynamo Dresden entlassen.

Für viele Fans verdichten sich diese „his- torischen“ Benachteiligungen zusammen mit dem Lizenzentzug 1995 und den heutigen Erfahrungen zahlreicher harter DFB-Strafen zu einem regelrechten Opfermythos, der aber, wie der Anhänger Steffen Pockard be- tont, „mich letztlich mit gesteigerten Stolz auf meinen Verein blicken lässt“.

Neue, alte, vielfältige Fanszene

Obgleich in der DDR der Antifaschismus Staatsdoktrin war, spukte in vielen Köpfen noch die Ideologie des Naziregimes. Wie konnte man als Fußballfan im Schutz der anonymen Masse den DDR-Staat auch heftiger ärgern? Nazi zu sein, war die extremste aller Provokationen und gerade unter jugendlichen Fußballfans en vogue. Offiziell wurde das Problem totgeschwiegen, in der Öffentlichkeit nicht thematisiert. Nach der Wende nutzten die NPD und andere rechtsextreme Verbündungen das politische Vakuum und die Zukunftsängste in der ehemaligen DDR für ihre Ziele aus.

Auch in Sachsen entwickelte sich eine starke rechtsextreme Szene, die tief in den Fußball hineinreichte. In den 1990er Jahren liefen die Reichskriegsflagge und andere Nazisymbole bei vielen Fangruppen unter Fußballfolklore.

Nachdem sich die Hooligans durch das Nachwendejahrzehnt geprügelt hatten, kam ab 2001 wieder Stimmung im Stadion auf. Die Ultramode schwäppte nach Dresden. Gro- ße Choreografien, positive Stimmung, Dy- namo war plötzlich für jüngere Leute wieder chic. Die Dresdner Massenbewegung für den Fußball wurde durch die „Ultras Dynamo“ neu entfacht. Es folgten fünf bis sechs Jahre Fasching, Pyro, Rauch. Am Anfang wurden die Dresdner Ultras von der anderen starken Außenseiterfraktion, den Hooligans, kritisch beäugt, auch zurechtgestampft. Che hing erst am Zaun, später nicht mehr.

Als die linke Gruppe „Solo-Ultra“ vor eini- gen Jahren von rechtsextremen Fans aus dem Stadion geprügelt wurde, gab es kaum Protes- te. Mitte der 2000er Jahre war zudem die Gruppe „Faust des Ostens“ aufgetaucht, Kleinkrimi- nelle mit Nazitouch. Die Organisation und ihre Banner verschwanden zwar vor einiger Zeit wieder aus dem Stadion – als Einzelpersonen sind ihre potenziellen Mitglieder aber zum Teil geblieben, wie Polizeisprecher Geithner erklärt: „Es gibt Fans mit einer rechten politischen Ge- sinnung, die brüllen am Samstag beim Fußball ausländerfeindliche Parolen oder rechtes Ge- dankengut. Am Dienstag sind die dann bei der Demo gegen das Asylbewerberheim. Das ist aber nicht die Dynamo-Szene, das sind einzel- ne Personen, die auch zu Dynamo gehen.“

Heute sind Ultragruppen fester Bestandteil der Fanszene. Zwar gibt es nach wie vor auch zahlreiche Hooligans – den „Hooligans Elb- florenz“, den klassischen Hauern, bestätigte der Bundesgerichtshof Anfang 2015 gar die Eignung als „kriminelle Vereinigung“ – aber es gibt in der Dresdner Fanszene inzwischen auch Gruppierungen, die sich aktiv gegen Gewalt und Rassismus im Stadion einsetzen. Eine davon ist die 2006 gegründete Faninitia- tive „1953international“. Sie positioniert sich klar gegen rassistische Vorfälle im Kontext von Dynamo-Spielen: „Ob im Fanblock oder in der Gesellschaft – wir finden es wichtig, mit verschiedenen Aktionen einen kleinen Beitrag dagegen zu setzen“, so ein Vertreter der Initiative. Regelmäßig werden Flüchtlings-

ge ins Stadion eingeladen und andere Solidaritätsaktionen auf die Beine gestellt, um Fans und Verein für das Thema zu sensibilisieren.

Die Zusammenarbeit mit Dynamo ist zwar gewachsen, aber nicht unproblematisch: „Man darf ja nicht vergessen, dass in der Vereinssatzung steht, man dürfe sich zu politischen Themen nicht äußern. Von daher bekommt er gerade hier eine Menge Gegenwind, da sich sehr viele hinter diesem ‚unpolitischen‘ Dasein verstecken.“ Dennoch wurde schon einiges erreicht. So heißt es seit Januar 2015 in Dynamos Fancharta: „Der Verein SG Dynamo Dresden und die Fans stehen aktiv gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung (aufgrund ethnischer Zugehörigkeit, religiöser und sexueller Orientierungen sowie körperlicher und geistiger Beeinträchtigung) innerhalb und außerhalb des Stadions ein.“

Neben „1953international“ ist das unabhängige „Fanprojekt Dresden“ eine Oase des Guten. Das Fanhaus in der Löbtauer Straße 17 ist ein offenes Haus, das jungen Leuten vielfältige Möglichkeiten zur Entfaltung weit über den Fußball hinaus bietet. So werden unter anderem Wandertouren und mehrtägige Workshops organisiert („Fair Play“, „Gewalt im Abseits“, „Der Ball ist bunt“, „VorbeigeRAUSCHt“). Im Schuljahr 2015/16 startete zudem das Langzeitprojekt „Am Ball bleiben. Spielerisch Deutsch lernen“ mit wöchentlichem Sprach- und Fußballtraining für Kinder aus einer Grundschule mit erhöhtem Sprachförderbedarf. Zusätzlich gibt es Veranstaltungen aus dem kulturellen und erlebnispädagogischen Bereich, den Projekttag Sehbehinderung und Blindenfußball, einen Leseclub sowie das Bildungsprojekt „SG Dynamo Dresden, die Vergangenheit deines Vereins!“.

Gewappnet für die Zukunft?

Dynamo-Geschäftsführer Schäfer resümiert: „Fußball braucht alles, den Ultra, die Familie, den VIP-Gast. In Dresden entscheidet sich gerade, wie ein Traditionsverein mit den aktuellen Herausforderungen der Fußballwelt umgeht. Gewalt, politische Bewegungen, Alkohol, Fankultur. Unser Verein ist mitgliedergeführt, das wird gern verdreht als fangesteuert dargestellt, ist aber einfach Basisdemokratie. Wir versuchen die Balance zu halten zwischen der Bewahrung der Fankultur und dem Kommerz des professionellen Fußballs.“

Dass es nach wie vor ein zu bearbeitendes Gewaltproblem gibt, scheint dem Verein bewusst zu sein: „Auswärts ist unser Fanblock für einige ein rechtsfreier Raum. Wenn unsere Fans das nicht selbst erkennen und verhindern, müssen wir das regeln.“ Dennoch sei die 3. Liga entgegen vieler Befürchtungen zu keiner „Krawall-Liga“ geworden, „im Gegenteil: Wir hatten eine Menge sehr stimmungsvoller Spiele, wie zuletzt unser Heimspiel gegen den 1. FCM, das völlig friedlich über die Bühne ging. Wir haben 140 Ultras für den Innenraum akkreditiert, damit die Choreo realisiert werden konnte. Außerdem haben wir ihnen das Stadion im Vorfeld zu mehreren Ablaufproben zur Verfügung gestellt. Dieses Vertrauen hat sich gelohnt. Sie haben es uns gedankt, es ist nichts passiert und war eine super Kooperation. Wir ermöglichen Teilhabe, jeder kann sich einbringen, aber jeder muss auch Verantwortung für sich und sein Handeln übernehmen.“

Das Eintreten für Weltoffenheit, Toleranz und gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit hat sich der mit 16 000 Mitgliedern größte Fußballverein Ostdeutschlands inzwischen offiziell auf die Fahnen geschrieben. Die finanzielle (und dann sportliche) Konsolidierung soll Schäfer zufolge bald folgen: „Wir haben innerhalb eines Jahres die Hälfte der 7 Millionen Euro Schulden an (den Medienunternehmer, *Anm. d. Red.*) Michael Kölmel abbezahlt. Ziel ist, alle Schulden bis zum 30. Juni 2016 zu begleichen.“ Dabei werden auch die Fans wieder großen Einsatz zeigen müssen: „Unsere Fans haben bei der letzten Mitgliederversammlung (2015) beschlossen, dass jedes Vereinsmitglied abermals 72 Euro extra bezahlt. Wer den Beitrag nicht zahlt, ist laut Satzung kein Mitglied mehr. Die erste Umlage wurde von 98 Prozent aller Mitglieder bezahlt.“

Sollte Dynamo Erfolg haben und nächstes Jahr nach dem erhofften Aufstieg in die 2. Bundesliga gut in die Gänge kommt, werden weiterhin auch die „normalen“ Dresdner mit ihren Familien ins Stadion kommen. Wenn dann trotzdem weiter Fanrandale stattfinden, wird der Verein den Sumpf trocken legen. Die größeren politischen Probleme in der Stadt und ihrem Umland löst das natürlich nicht. Aber kann das die Aufgabe eines Fußballvereins sein?

„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn

Redaktion

Anne-Sophie Friedel
Barbara Kamutzki
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
22. Januar 2016

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurhessenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißenfelser Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementsservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale
für politische Bildung/bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax.: (038204) 66273
bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen ab 1 kg (bis 20 kg)
werden mit 5,00 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

APuZ

Nächste Ausgabe

8/2016 · 22. Februar 2016

Syrien, Irak und Region

Nora Müller

Saudi-Arabien und Iran: Entspannung unwahrscheinlich?
Interview mit Hossein Mousavian und Jamal Khashoggi

Daniel Gerlach

Was in Syrien geschieht

Anja Zorob

Sanktionen gegen Syrien: Was haben sie bewirkt?

Wilfried Buchta

Der Aufstieg des IS und der Zerfall des Irak

Oliver Ernst

Die Kurdenfrage in der Türkei und der Krieg in Syrien

Florence Gaub

Der Nahe Osten 2025: Drei Zukunftsszenarien

Björn Blaschke

360° Damaskus: Zur Lage der Flüchtlinge in der Region



Die Texte dieser Ausgabe stehen – mit Ausnahme der Abbil-
dung – unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0
Deutschland.

Dresden

APuZ 5–7/2016

Franziska Gerstenberg

3–7

Mein Dresden

Irgendwann in den Herbsttagen 2015 passiert es, dass ich wütend werde. Pegida ist nicht Dresden. Und Pegida ist nicht das Volk. Denn wer bin denn dann ich? Zum ersten Mal in meinem Leben sage ich: Ich will Dresdnerin sein. Ich lasse mir die Stadt nicht wegnehmen. Ich mache jetzt ernst. Ich bleibe hier.

Winfried Müller · Swen Steinberg

8–14

Dresden. Eine Kurzbiografie

Dresden hat eine lange Tradition als Regierungs- und Verwaltungsstadt. Als Kunst- und Barockmetropole wurde es seit dem späten 18. Jahrhundert zum romantischen Sehnsuchtsort. Die Ambivalenz zwischen Verharren und kritischem Potenzial, zwischen Selbstgewissheit und Aufgeschlossenheit tritt immer wieder zutage.

Gorch Pieken

15–22

Dresden, 13. Februar 1945

1945 wurde Dresden durch die Royal Air Force verheerend zerstört. Seitdem ranken sich Legenden um die Höhe der Opferzahlen und reklamierte die Stadt für sich lange Zeit, gleichsam als Synonym für schuldlos erlittenes Leid zu gelten. Das Bild von der „Opferstadt“ nutzen heute unter anderem Neonazis für ihre Zwecke.

Hans Vorländer

22–28

Zerrissene Stadt: Kulturkampf in Dresden

In Dresden stehen sich zwei Lager gegenüber: Während auf der einen Seite ein besonderer Dresdner *way of life* gegen eine neue und unbegreifbar gewordene Welt voller Zumutungen verteidigt wird, treten andere für eine offene Stadtgesellschaft ein, die sich der Herausforderungen einer globalisierten Welt annimmt.

Frank Richter

28–33

Stadtgespräche. Politische Bildung als Seelsorge?

In der Geringschätzung niederschwelliger Dialogangebote liegt viel intellektuelle Arroganz. Das zutage getretene Mitteilungsbedürfnis der Pegida-Sympathisanten zu übergehen, war nicht möglich. Dass ihm Raum gegeben wurde, mag man Seelsorge nennen. Sozialpsychologisch war sie unumgänglich.

Frank Willmann

33–38

Einblicke in die Dresdner Fußballseele

Der idealtypische Dynamo-Fan identifiziert sich weit übers Normalmaß hinaus mit dem Klub. Er hat Insolvenzen überlebt und unvergessene Dramen. Er hat mehrfach sein letztes Hemd gegeben, Blut gespendet, demonstriert, permanent die Spendierhosen an, um seine sieche Liebe nicht verrecken zu sehen.